



Zentralafrika

Grenzerfahrungen

In diesem Buch werden zwei Reisen nach Kamerun & die Zentralafrikanische Republik beschrieben.
Die Reisen fanden vom 22.1. bis zum 8.2.2025, sowie vom 13.7. bis zum 21.7.2025 statt.





Zentralafrika

Wenn ich davon erzählte, dass meine nächste Reise nach Kamerun und in die Zentralafrikanische Republik führen sollte, kam immer die Frage auf: „Warum ausgerechnet in eine Region in Afrika, in der Tourismus nur eine untergeordnete Rolle spielt und in der politische Unruhen auf der Tagesordnung stehen?“ Meine Motivation war, dass ich nach den Erlebnissen mit den Berggorillas in Uganda nun auch deren enge Verwandte, die Flachlandgorillas, kennenlernen wollte. Meine Recherchen im Internet ergaben, dass sich dieser Wunsch am besten in einem Schutzgebiet in der Zentralafrikanischen Republik erfüllen ließ. Genauer gesagt im Nationalpark Dzanga-Sangha. Die aktuelle politische Situation in dem Land war jedoch dadurch geprägt, dass es kaum noch staatliche Strukturen gab und in der Hauptstadt die sogenannte Wagner-Gruppe, also russische Söldner, das Sagen hatten. Eine Reise mit dem Geländewagen durch dieses von Bürgerkriegen zerrüttete Land war also nicht ohne ein kaum kalkulierbares Risiko durchführbar. Eine andere Möglichkeit, dieses Schutzgebiet zu erreichen, war die Fahrt von der kamerunischen Hauptstadt Yaoundé bis zum Grenzfluss und von dort aus weiter mit dem Boot bis nach Bayanga am Rande des Nationalparks.

Diese Route wurde auch von einem jungen Mitarbeiter meiner früheren Firma, der AEM GmbH, unterstützt, der aus Bertoua, einer Regionalhauptstadt in Kamerun, stammte. Landri gab mir wichtige Hinweise zu den Straßen im Land und bot sogar an, einen Begleiter zu organisieren. Meine weiteren Nachforschungen ergaben, dass es auch in Kamerun interessante Schutzgebiete gab. Eine touristische Erschließung war dort jedoch nicht vorhanden. Im Internet wurde zwar sporadisch über den Nationalpark Lobéké berichtet und auf der WWF-Seite gab es einige Informationen, jedoch keine Kontaktdaten. Anfra-

gen beim WWF-Büro in Yaoundé blieben unbeantwortet. Ebenso verhielt es sich bezüglich des Nationalparks Campo-Ma'an. In diesem Nationalpark soll es sogar eine habituierte Gorillafamilie geben, also eine Gruppe, die an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt wurde. Beide Nationalparks verfügen über eine Facebook-Präsenz. Über diesen Weg erreichte ich jeweils einen zuständigen Ranger. Dabei stellte sich die Kommunikation als Geduldsspiel heraus. Auf meine Fragen wurde nicht selten erst nach Wochen geantwortet. Trotz dieser Hindernisse gelang es mir, jeweils einen Besuch in den Schutzgebieten zu arrangieren.

Für Lobéké wurde mir jedoch mitgeteilt, dass es nur einen eingeschränkten Service gebe und die Station seit Jahren eigentlich nicht nutzbar sei. Die ehemals gut hergerichteten Gebäude seien inzwischen stark heruntergekommen und nur bedingt nutzbar. Auch bei der Essensversorgung müsse ich mich darauf einstellen, dass nur ausreichende Mengen an Spaghetti, passierten Tomaten in Plastikbeuteln und Ölsardinen sichergestellt werden könnten. Auch wenn mir diese Zusammenstellung etwas gewöhnungsbedürftig erschien, sollte dies kein Hindernis darstellen, dem Nationalpark einen Besuch abzustatten. Im dichten, geschützten Urwald gäbe es laut Informationen im Internet Lichtungen, auf denen vorwiegend Waldelefanten, aber auch Antilopen zu beobachten wären. Die bekannteste Lichtung trägt den Namen „Petite Savanne“ und verfügt auch über einen Beobachtungsturm. Ich plante, zwei Nächte in Lobéké zu verbringen und mit Hilfe des einheimischen Personals die Kleine Savanne zu besuchen. So kommunizierte ich es auch mit meiner Kontaktperson, deren Namen ich bis heute nicht kenne, per WhatsApp. Wahrscheinlich war es Freddy, den ich dann später in Lobéké kennenlernen durfte. Auf diesem Weg erhielt ich



das Angebot und die Rechnung für den dreitägigen Aufenthalt. Der stolze Betrag von 393.000 CFA wurde aufgerufen, umgerechnet knapp 600 €. Ein stolzer Preis für eine heruntergekommene Herberge und Spaghetti mit Ölsardinen. Der Gesamtbetrag setzte sich im Wesentlichen aus Gebühren und Personalkosten zusammen. So forderte die Parkverwaltung 180.000 CFA für sechs Stunden Tierbeobachtung und weitere 39.000 CFA für die Nutzung von Kameras sowie meines fotofähigen Mobiltelefons. Zu den Personalkosten zählten neben dem Ranger auch eine Köchin, ein Spurenleser, bewaffnetes Sicherheitspersonal und Träger. Ich hatte das Gefühl, mit meinem Besuch würde das halbe Dorf mitversorgt.

Was den Trip zu den Flachlandgorillas in Campo-Ma'an betraf, war die Situation noch komplizierter. Eigentlich waren touristische Besuche aktuell nicht erlaubt, aber mein Kontaktmann, der „Präsident“, konnte mir dabei weiterhelfen. Xavier Edouma, der Ranger, mit dem ich mich ebenfalls per WhatsApp zu dem Thema austauschte, erklärte mir, er würde einen Weg finden, meine Wünsche zu realisieren. Dazu gehörte neben der Organisation von Unterkunft und Personal auch die Kontaktherstellung zu dem „Präsidenten“. Aufgrund der für ihn anfallenden Kosten musste ich jedoch finanziell in Vorlage treten. Dafür sollte ich „Orange Money“ nutzen, ein im frankophonen Afrika verbreitetes digitales Zahlungssystem. Da es offiziell keine Genehmigungen für einen Besuch des Nationalparks gab, entfielen die immensen Gebühren, sodass für Unterkunft und Personal lediglich 150 € fällig wurden. Fraglich war jedoch, wie hoch die Zuwendung für den „Präsidenten“ sein würde.

Der Part in der Zentralafrikanischen Republik ließ sich wesentlich leichter bewerkstelligen. In der Nähe der Siedlung Bayanga gibt es zwei von Europäern geführte Lodges. Meine Wahl fiel auf die Doli-Lodge, die vom WWF

verwaltet und von einer spanischen Familie betrieben wird. Die Kontaktaufnahme per E-Mail funktionierte reibungslos. Leider kam es dann zu zwei Zwischenfällen, die meine Planung über den Haufen warfen und das gesamte Projekt infrage stellten. Noch im Jahr 2022 gab es drei an Menschen gewohnte Gorillafamilien im Dzanga-Sangha-Gebiet. Als ich mit meiner Planung begann, hatten sich bereits zwei nach dem Tod ihres Anführers aufgelöst.

Ein Silberrücken namens Mayele wurde von einem Rivalen getötet und ein weiterer namens Mata starb wahrscheinlich nach einem Sturz von einem Baum. Während meiner Planung kam es zu einem weiteren Unglück. Makumba erlag am 15. Mai 2025 im Alter von 45 Jahren den Verletzungen, die er sich im Kampf mit einem Rivalen zugezogen hatte. In der Regel löst sich eine Gorillagruppe nach dem Verlust des Silberrückens auf. Die verbliebenen Gruppenmitglieder verstecken sich im ersten Schritt häufig und versuchen später, sich anderen Gruppen anzuschließen. So war es auch in diesem Fall: Die Gruppe zerstreute sich, und die Spuren denen die Tracker:innen folgten, verlor sich in den dichten Wäldern von Dzanga-Sangha. Mit Makumbas Tod war nun auch die letzte Gruppe der habitudierten, also an Menschen gewöhnten, Gorillas verloren.



Doch die Arbeit der Ranger geht weiter: Ich erfuhr, dass inzwischen der Versuch gestartet wurde, eine neue Familie an Menschen zu gewöhnen. Somit blieb noch ein letzter Funken Hoffnung, in der Zentralafrikanischen Republik eine Begegnung mit Flachlandgorillas zu haben. Die zwischenzeitlich aufkommende Überlegung, die Reise auf unbestimmte Zeit zu verschieben, legte ich jedoch schnell beiseite. Das gesamte Vorhaben erschien mir zu spannend und wer weiß, wie sich die Situation in der Region in den kommenden Jahren entwickeln würde.

Die Reiseroute stand fest: Von Yaoundé aus ging es über Bertoua in den Lobéké-Nationalpark. Sie führte von Yaoundé über Bertoua in den Lobéké-Nationalpark. Von dort aus ging es zur Grenze und über den Fluss in die Doli-Lodge. Nach dem Aufenthalt ging es den gleichen Weg zurück über Yaoundé in das Schutzgebiet Campo-Ma'an. In aufwendiger Kleinarbeit legte ich anhand der verfügbaren Informationen zu den jeweiligen Straßenzuständen die notwendigen Zwischenstopps fest und suchte auch nach Möglichkeiten, Treibstoff zu erwerben. Besonders der Abschnitt zwischen Bertoua, Lobéké und zurück stellte dabei eine Herausforderung dar. Hier gab es tatsächlich nur eine einzige Tankstelle auf gut 500 km Urwaldpiste.

Eine weitere Frage, die noch zu klären war, war folgende: Mietwagen und selbst fahren oder mit Fahrer durch das abenteuerreiche Land? Landry bot an, einen seiner Bekannten als Beifahrer zu organisieren. Somit suchte ich bei den international agierenden Mietwagenfirmen nach einem in Kamerun verfügbaren Toyota Land Cruiser oder Hilux oder zumindest einem Fahrzeug dieser Güteklasse. Bei Avis in Yaoundé wurde ich schließlich fündig. Ein Toyota Hilux mit Doppelkabine und Allradantrieb stand dort im Angebot. Ich ließ das Fahrzeug über das Reisebüro bei uns im Ort buchen und erhielt kurz danach die Reservierungsbestätigung. Passend dazu hatte ich inzwi-

schen auch die Buchungsbestätigungen der Flüge erhalten und machte mich umgehend daran, die Unterkünfte zu buchen. Für die erste Nacht, in der mein Flug planmäßig gegen 18:00 Uhr ankommen würde, reichte ein einfaches Hotel. Wesentlicher Auswahlfaktor war die Nähe zur Abholstation von Avis. Da ich nur eine Nacht bleiben würde, legte ich kein besonderes Augenmerk auf die Ausstattung der Unterkunft. Die Bewertungen bei TripAdvisor waren in Ordnung, sodass ich das Zimmer schnell übers Internet buchen konnte.

Anfang Dezember kam dann die Absage von Avis: Der reservierte Toyota Hilux wäre doch nicht verfügbar. Das warf die bis dahin gut laufende Planung weit zurück. Kein anderer internationaler Autovermieter konnte ein passendes Fahrzeug in Yaoundé bereitstellen. Da die Flüge bereits fest gebucht waren, musste also unbedingt eine Alternative her. Meine Internetrecherche führte mich zumeist in digitale Sackgassen. Bei Alicya-auto.com wurde ich schließlich fündig und erhielt umgehend eine freundliche Antwort auf meine Anfrage. Kleinere kommunikative Missverständnisse konnten in einem regen E-Mail-Verkehr und einem WhatsApp-Telefonat geklärt werden. Der ausgerufene Preis lag sogar etwas unter der Berechnung von Avis. Zu meiner Freude gab es auch keine Kilometerbeschränkung. Dann tauchte doch noch eine wesentliche Frage auf: Was kostet das Fahrzeug ohne Fahrer, denn dieser tauchte in den Beschreibungen immer wieder auf? Nach erneutem Nachfragen erhielt ich die Auskunft, dass der Fahrer im Angebotspreis enthalten sei, ich jedoch für seine Verpflegung und Unterkunft aufkommen müsse. Diese beliefen sich auf umgerechnet 30 Euro pro Tag. Wenn ich selbst fahren wollte, müsste ich noch eine zusätzliche, nicht besonders günstige Versicherung abschließen und eine hohe Kautions in bar hinterlegen. So entschied ich mich, das Angebot mit Fahrer anzunehmen.



Die Überweisung des Rechnungsbetrags erfolgte problemlos per Auslandsüberweisung. Da es einen fixen Wechselkurs zwischen Euro und Zentralafrikanischem Franc (XAF) gibt, konnte ich centgenau zahlen. Neben dem guten Leihwagenangebot gab mir die Mitarbeiterin von Alicya auch einige nützliche Hinweise für meinen Aufenthalt in Kamerun. So erfuhr ich beispielsweise, dass es am Flughafen keine Geldautomaten gibt und die Geldwechsler dort nicht besonders vertrauenswürdig sind. Sie bot mir an, mir beim Geldwechsel zu helfen und mir auch eine einheimische SIM-Karte für mein Telefon zu besorgen. Da die gesamte Kommunikation mit Kamerun auf Französisch erfolgen musste, war ich für die moderne Errungenschaft der digitalen Übersetzungs-Apps sehr dankbar. Für die Unterhaltung vor Ort lud ich sie mir dann auch für den Offline-Betrieb auf mein iPhone.

Anfang Januar galt es, die Packliste zu vervollständigen und an die Herausforderungen in Kamerun anzupassen. So mussten beispielsweise noch ein Schlafsack und ein Moskitonetz besorgt werden. Ebenso Montagematerial für das Moskitonetz, also Schraubhaken und Kordel. Aufgrund der zu erwartenden Mangellage an verfügbarem Strom, erhöhte ich den Bestand an Akkus für die Kameras und besorgte eine leistungsstarke Powerbank. Dabei galt es, die Beschränkungen der Fluggesellschaften bezüglich der maximalen Menge an Lithiumakkus, die ausschließlich im Handgepäck mitgeführt werden dürfen, einzuhalten. Nach meinen Berechnungen passte das gerade noch so. Die Reiseapotheke wurde mit den üblichen Medikamenten bestückt: Mittel gegen Erkältungen, Magen- und Darmprobleme, Schmerzmittel und Insektenspray gehören seit Jahren zu unserer Grundausstattung. Mit dabei war auch Superpep, ein Reisekaugummi für die Passage mit dem Schnellboot über den Grenzfluss zur Zentralafrikanischen Republik. Wesentlich war auch der Impfpass mit dem Eintrag der obligatorischen Gelbfieberimpfung.

Ohne diese Dokumente wäre eine Einreise nicht möglich gewesen, sondern nur mit einer Zwangsimpfung in einer Grenzstation vor Ort. Eine Möglichkeit, die sicher niemand ernsthaft in Betracht ziehen möchte.

Für Kamerun hatte ich bereits frühzeitig ein E-Visum beantragt und zeitnah digital erhalten. Das ist inzwischen bei den meisten Ländern kein Problem mehr. Für die Zentralafrikanische Republik war das etwas schwieriger, aber Nuria Ortega von der Doli-Lodge zeigte mir zwei Möglichkeiten auf. Der übliche Weg wäre die Beantragung eines Visums bei der zuständigen Botschaft in Paris gewesen. Dazu hätte sie mir eine entsprechende Einladung ausgestellt. Die einfachere Art, von Kamerun aus in das Land einzureisen, wäre es, an der Grenzstation einen Betrag von rund 50 € zu bezahlen und eine Quittung darüber zu erhalten. Eine Ausreise wäre dann jedoch nur über eben diese Stelle möglich gewesen. Da dies ohnehin mein Plan war, entschied ich mich für diese vereinfachte Vorgehensweise. Nuria wies mich auch darauf hin, dass ich diese Zahlung und weitere Gebühren passend in XAF bereithalten müsse. Kartenzahlung oder Zahlung mit anderen Devisen sei nicht möglich. Praktischerweise gibt es in Zentralafrika wie in Europa eine gemeinsame Währung, sodass kein Umtausch beim Grenzübergang notwendig ist. Zu guter Letzt erwarb ich noch eine Reisetasche vom Typ „The North Face Base Camp Duffel“. Eine Art wasserdichter Seesack, denn unsere Koffer, die uns üblicherweise auf unseren Reisen begleiteten, erschienen mir für dieses Abenteuer ungeeignet. Gut ausgestattet mit Duffel Bag und Fotorucksack, konnte das Abenteuer beginnen.

Anreise

Da die Flüge nach Kamerun überwiegend von der Luft-hansa-Tochter Brussels Airlines durchgeführt werden, startete mein Flieger pünktlich von Frankfurt nach Brüssel. Der Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt war mit knapp zwei Stunden gut zu bewerkstelligen. Bereits am Gate wurde deutlich, dass dies kein Touristenflieger sein würde. Unter den fast 300 Fluggästen konnte ich weniger als zehn Europäer zählen. Auch das Boarding startete planmäßig. Im Airbus A330-300 kam es dann doch zu einigen Verzögerungen. Diese resultierten im Wesentlichen aus der Platzsuche eines Fluggastes, der mit seinem zugewiesenen Platz nicht zufrieden war. Sicherlich hatte er in Kamerun eine hochgestellte Position inne und reiste daher mit einer kleinen Entourage, dennoch war sein Verhalten mehr als gewöhnungsbedürftig. Es wurden Plätze getauscht, probegessen und wieder Plätze getauscht. Ich bewunderte die Stewardessen, die das Ganze gelassen hinnahmen. Nach gut zwanzig Minuten entschied sich der Fluggast, doch den vorgesehenen Sitz zu nutzen, und sortierte seine Mitreisenden um sich herum.

Der vor mir liegende Flug würde den ganzen Tag dauern, die Ankunft in Yaoundé war für 20:35 Uhr geplant. Bereits beim Abflug war dieser Zeitplan hinfällig. Zunächst landeten wir zu einer technischen Zwischenlandung in Douala, der größten Stadt Kameruns und dem Handelszentrum des Landes mit einem umschlagstarken Tiefseehafen, gegen Sonnenuntergang. Die Fluggäste mit Ziel Douala verließen das Flugzeug, andere, die über Yaoundé nach Brüssel wollten, stiegen zu. Dazwischen versuchte ein Reinigungstrupp, den Passagierraum auf Vordermann zu bringen. Die tropischen Außentemperaturen machten sich dann auch im Flugzeug bemerkbar. Die aus dem winterlichen Europa kommenden Fluggäste entledigten sich ihrer Winterjacken, die zumeist aus Teddyplüsch bestanden. Jetzt erst

fiel mir ein Junge drei Reihen hinter mir auf, der mit seiner Mutter Deutsch sprach. Er hatte während des Fluges wohl fast durchgehend geschlafen. Wir beide waren ganz froh, auch mal wieder die gewohnte Sprache zu hören. Da der Zwischenstopp deutlich länger dauerte, als im Flugplan vermerkt, kam es zu einer weiteren Verspätung. So war es bereits tiefe Nacht, als wir in der Hauptstadt landeten. Die formale Abwicklung der Einreise funktionierte recht gut. Ausweis, Visum und Impfpass hatte ich griffbereit, sodass ich bald mein Duffel-Bag in Empfang nehmen konnte.

Als ersten Schritt musste ich mir einen kleinen Vorrat der hiesigen Währung besorgen. Den Umtausch meiner Reisekasse hatte ich mit der Autovermietung vereinbart. Schnell fand ich im Terminal einen Geldwechsler und bat ihn, 100 Euro umzutauschen. Anstatt der erwarteten 131.191 XAF erhielt ich jedoch nur 130.000 XAF. Der junge Mann war um eine Begründung nicht verlegen: Er hätte leider keine passenden Scheine. Das war natürlich gelogen, aber es handelte sich ja nur um rund zwei Euro. Am Ausgang standen reichlich Taxis für die Fahrt in die Stadt bereit. Mit geschultem Blick hatte mich auch gleich einer der Fahrer als Tourist ausgemacht, der eine Fahrgelegenheit benötigt. Auf meine Frage, ob er das Hotel kenne, zu dem ich wollte, antwortete er, ohne zu zögern und nickte. Nachdem wir das Flughafengelände verlassen hatten, begann er, die Adresse des Hotels über WhatsApp bei seiner Zentrale herauszufinden. Im abendlichen Verkehrschaos fand ich diese Ablenkung reichlich unangenehm. Da sich keine Lösung anzubahnen schien, entschloss ich mich, dem Fahrer mit der Navigationssoftware auf meinem iPhone behilflich zu sein. Er schien aufgrund dieser Unterstützung sehr erleichtert zu sein. Nach einer knappen halben Stunde erreichten wir das Hotel. Auf mein Geheiß hin fuhr der Taxifahrer zögerlich in den Hof der



Anlage. Er begleitete mich noch bis zur Rezeption. Für die Fahrt berechnete er jedoch ganz ungeniert statt der üblichen 1.500 bis 2.000 XAF gleich 5.000 XAF. Das waren nach europäischen Maßstäben immer noch günstige 7,60€.

An der Rezeption empfing mich eine junge Frau, die es sich hinter dem Tresen gemütlich gemacht hatte. Alle Versuche, ihr zu erklären, dass ich ein Zimmer über das Internet reserviert hätte, schlugen aus unterschiedlichen Gründen fehl. Sie holte zur Verstärkung ihre Vorgesetzte. Trotz der nun vorhandenen, rudimentären Englischkenntnisse gestaltete sich unsere Konversation sehr schwierig. Über die Möglichkeit, ein Zimmer über das Internet zu buchen, waren beide Damen nicht informiert, sodass meine Buchungsanfrage wohl auch niemals bearbeitet worden war. Zunächst gingen beide davon aus, dass ich ein Gast, der am folgenden Tag stattfindenden Hochzeitsfeier wäre. Dieses Missverständnis konnte ich schnell ausräumen. So kamen wir im Gespräch etwas weiter und mir wurde mitgeteilt, dass sie mir ein Zimmer anbieten könnten, es im gesamten Hotel jedoch kein fließendes Wasser gäbe. Grace, die jüngere der beiden Frauen, wurde mit einem 10-Liter-Eimer losgeschickt, um Wasser zu holen. In der Zwischenzeit hatte ich reichlich Zeit, mir den Eingangsbereich des Hotels genauer anzuschauen. Direkt in der Ecke der Rezeption stand ein Plastikweihnachtsbaum. Ob dieser zur ganzjährigen Dekoration gehörte oder einfach nach Weihnachten vergessen worden war, ließ sich nicht erkennen. Den wartenden Gästen standen schwere Ledersessel zum Verweilen zur Verfügung. Mir war allerdings zu dem Zeitpunkt nicht danach, diese speckigen Sitzgelegenheiten zu nutzen. Als Grace mit dem Eimer voll Wasser eintraf, folgte ich ihr in das zweite Stockwerk. Das zweite Zimmer in einem langen Flur sollte für die nächsten Stunden meins sein. Nachdem ich meine Reisetasche und die Fotoausrüstung abgelegt hatte, brachte mich Grace noch zum Restaurant, in dem am nächsten Morgen

das Frühstück serviert werden würde. Dazu mussten wir über den Innenhof, in dem bereits ein großes Zelt für die morgige Hochzeit aufgebaut war. Im Restaurant lief Afropop in ohrenbetäubender Lautstärke. Als wir den Raum betraten, schenkte uns der DJ keinerlei Beachtung. Er war ganz allein, und nur in der Küche war eine Servicekraft mit Aufräumen beschäftigt. Ich konnte noch eine Flasche Wasser und eine Flasche Cola erwerben, doch etwas Essbares war nicht mehr aufzutreiben. Da ich am Flughafen nur größere Scheine der hiesigen Währung erhalten hatte und die Dame keine Möglichkeit hatte, die Kasse mit dem Wechselgeld zu öffnen, wurde mir zugesagt, das Rückgeld am nächsten Morgen beim Frühstück zu erhalten. Zurück an der Rezeption, verschwand Grace wieder hinter dem hohen Tresen. Sie wünschte mir noch eine gute Nacht, dann machte ich mich auf den Weg zu meinem Zimmer.



Wie in Hotels üblich, war die Zimmernummer auf dem Schlüsselanhänger vermerkt. Als ich zu der entsprechenden Tür kam, war ich bereits etwas verwundert, denn ich hatte den Weg zu meinem Zimmer anders in Erinnerung. Trotz einiger Versuche ließ sich das Türschloss auch nicht

öffnen. Also machte ich mich noch einmal auf den Weg ins Parterre. Grace hatte sich inzwischen wieder hinter dem Tresen zum Schlafen hingelegt, war aber noch wach. Sie begleitete mich abermals zu meinem Zimmer. Dieser Weg war mir bekannt, aber die Nummer an der Zimmertür war eine völlig andere als die auf dem Schlüsselanhänger. „Okay, das ist Afrika.“ Zurück im Zimmer, begann ich, mich mit der Einrichtung vertraut zu machen. Es gab eine Toilette, ein Waschbecken und eine Dusche, jeweils ohne Wasser, dafür halt den besagten Eimer. Das Bett war im Vergleich zur restlichen Ausstattung annehmbar, auch wenn die Bettwäsche etwas modrig roch. Es gab sogar eine Klimaanlage. Nach dem Einschalten stellte ich jedoch fest, dass diese völlig defekt war. Der außen angebrachte Wärmetauscher, beziehungsweise dessen Ventilator, verursachte ohrenbetäubenden Lärm, eine merkliche Kühlung war allerdings nicht zu verspüren. Somit blieb das Höllengerät aus. Trotz dieses zugegebenermaßen unbefriedigenden Umstandes konnte ich doch etwas Schlaf



finden. Weit vor der Zeit fürs Frühstück war ich bereits wach. Duschen und frischmachen fiel aus, fürs Zähneputzen hatte ich ja Wasser aus der Flasche. Zum Frühstück im

hoteleigenen Restaurant bekam ich wunschgemäß Rührei und Baguette. Sicher war ich der einzige Gast in dem großen Hotelkomplex, denn zum Frühstück erschien sonst niemand. Das mit dem Rückgeld vom Vorabend klappte nur bedingt, sodass ich auf einen Teil des Betrags verzichten musste.

Auf Fernstraßen durch Kamerun

Um 8:00 Uhr sollte es mit dem gebuchten Mietwagen samt Fahrer weitergehen. Ich wartete seit diesem Zeitpunkt im Foyer darauf, abgeholt zu werden. Endlich, kurz vor 9 Uhr, erschienen der Fahrer Pierre und die Büroangestellte Doria gut gelaunt mit dem Toyota Hilux auf dem Hotelhof – nach zwei Kontakten via WhatsApp. Meine deutsche Mentalität hatte ich bis dahin noch nicht ganz ablegen können und war daher etwas verärgert über die Verspätung. Zumal ich mir zwischendurch nicht sicher war, ob ich den Mietpreis womöglich an einen Betrüger gezahlt hatte. Doria, die leider auch nur wenige Worte Englisch beherrschte, erklärte mir den weiteren Ablauf. Zunächst würden wir zum Geldwechsler fahren, dann würde sie im Büro des Autoverleihers abgesetzt werden, um die letzten Formalitäten zu klären. Pierre, der Fahrer, der, wie ich am letzten Tag unserer Reise erfuhr, eigentlich Simon heißt, sagte bis dahin kein Wort. Auch schien er von der gesamten Unternehmung nicht viel zu halten. Es war für ihn sicher eine ungewohnte Tätigkeit, gut zwei Wochen lang einen Touristen in die entlegensten Winkel seines Heimatlandes zu chauffieren. Der Wagen machte einen ordentlichen Eindruck: Die Reifen hatten noch Profil, es war ein Ersatzrad vorhanden und auch ein Wagenheber, dessen Funktion ich kurz überprüfte.

Das erste Abenteuer nach der Nacht im Hotel Le Monarque Palace war die Fahrt durch die Stadt Yaoundé. Meine Vermutung, dass wir nun zu einer offiziellen Wech-



selbstube oder zu einer Bank fahren würden, trat nicht ein. Auf einem öffentlichen Parkplatz im Zentrum der Hauptstadt hielten wir an, und Doria telefonierte zweimal kurz. Nach einiger Wartezeit erschien ein junger Mann, der sich mir vorstellte, seine Visitenkarte überreichte und in gutem Englisch erklärte, dass er neben dem Geldwechsel auch weitere Dienstleistungen erbringen würde. Genauer führte er dies nicht aus. Er zückte ein großes Bündel Geldscheine, und so wechselten einige hundert Euro und einige zigtausend Zentralafrikanische Franc den Besitzer.



Ganz wohl war mir in dieser Situation nicht, aber alles verlief ordnungsgemäß und ohne Probleme. So, wie er gekommen war, verschwand er wieder in dem Menschengewimmel von Yaoundé. Nun galt es noch, Doria abzusetzen, dann würden wir uns endlich auf den Weg zu unserer ersten Station im Landesinneren machen. Doch auch der Weg zur Verleihstation zog sich aufgrund der Verkehrssituation sehr in die Länge. Die Idee, irgendwo in einem Supermarkt noch Proviant einzukaufen, verwarf ich zwischenzeitlich. Schließlich wollten wir Bertoua vor Sonnenuntergang erreichen. Zum Glück dauerte der Stopp bei der Mietwagenfirma nicht lange. Man forderte lediglich eine Unterschrift von mir und Doria verabschiedete uns herzlich.



Zäh gestaltete sich der weitere Verlauf der Fahrt, zumindest, solange wir uns in der Millionenstadt Yaoundé befanden. Sowohl das hohe Verkehrsaufkommen als auch die Fahrweisen waren mir von zahlreichen Reisen in Großstädten auf den unterschiedlichsten Kontinenten bekannt und sorgten für keine Verwunderung. Auch, dass je nach Stadtviertel die unterschiedlichsten Waren am Straßenrand angeboten wurden, war mir geläufig. Überrascht hat mich dann doch das überaus umfangreiche Angebot an

schweren Polstermöbeln, das über Kilometer den Fahrbahnrand säumte. Möbel, wie sie nach unseren Vorstellungen eher in Blockhütten im Norden Kanadas passen würden, nicht nach Afrika. Überrascht hat mich auch ein gewohnter Anblick, diesmal jedoch an einem Ort, wo ich ihn nicht erwartet hätte. Ein Sattelzug, der sicher viele Jahre in meiner Heimat seinen Dienst getan hatte, querte vor uns eine Kreuzung. Ein Lastwagen, der ehemals für die Edeka-Gruppe unterwegs gewesen war, dessen Werbung weithin sichtbar auf dem Trailer prangte. Tatsächlich begegneten wir später noch einem zweiten Lastwagen



mit Edeka-Werbung. Mit Pierre hatte ich inzwischen die ersten Kommunikationsversuche gestartet. Mit meinem etwas eingerosteten Schulfranzösisch und unter Zuhilfenahme von Google Translate funktionierte das erstaunlich gut. Er hatte zwar den von mir erstellten Routenplan dabei, den ich ihm vorab gemailt hatte, aber keine Straßenkarte oder gar ein Navigationsgerät. Als ich ihn fragte, ob er die Route und die entsprechenden Orte kenne, die es anzufahren galt, antwortete er ganz souverän mit einem kurzen „Oui“. Diese Antwort und besonders, wie schnell sie kam, machten mich dagegen etwas skeptisch.

Nachdem wir das Zentrum von Yaoundé verlassen hatten und in einen seiner zahlreichen Vororte kamen, wurde Pierre langsam gesprächiger. Fast an jeder größeren Kreuzung erzählte er mir, dass in der jeweiligen Gegend Verwandte von ihm lebten, die er mir gerne vorgestellt hätte. Ich bestand jedoch darauf, unsere Fahrt zügig fortzusetzen. So kamen wir auf die gut ausgebaute Fernstraße Richtung Osten, auf der es endlich zügiger voranging. Etwas eingebremst wurden wir jedoch durch die zahlreichen Schilder, die eine Höchstgeschwindigkeit vorschrieben. Es war jedoch nie wirklich klar ersichtlich, wann die jeweilige Beschränkung wieder aufgehoben wurde. Auch konnte ich Pierre nicht entlocken, woran man erkennt, ob man sich in einer Ortschaft befindet oder wo diese endet. Trotz unserer vorsichtigen Fahrweise gerieten wir dann doch in eine Radarfalle. Da Pierre das Aufblitzen des Geräts bemerkt hatte, hielt er unverzüglich an und begab sich zu dem Messgerät. Nach einer kurzen Diskussion mit dem Polizisten kam er zurück und bat mich um 10.000 XAF, also gut 15 Euro. Durch diese unkomplizierte und wohl auch illegale Zahlung wurden die Messdaten nicht an die Ordnungskräfte der nächsten Straßensperre weitergegeben und weitere Sanktionen umgangen. Straßensperren kommen auf den Straßen in Kamerun recht oft





vor. Meistens mussten wir nur unsere Papiere vorzeigen und konnten dann weiterfahren. Allerdings war das nicht immer so. Nach der Radarfalle fuhr Pierre noch defensiver als vorher. Mit Blick auf die Uhr wurde immer deutlicher, dass wir unser Tagesziel so kaum vor Einbruch der Nacht erreichen würden. Meistens gab es eine 50er-Beschilderung, oft ohne, dass die Begrenzung aufgehoben wurde. Pierre fuhr hingegen fast durchgängig 40 km/h. Als ich ihn bat, zumindest die maximal erlaubte Geschwindigkeit zu fahren, entwickelte sich ein längeres Gespräch. Dabei konnte ich seinen Ausführungen anfangs überhaupt nicht folgen. Letztlich verstand ich, dass auf der Tachoskala keine 50, sondern nur 40 und 60 abgedruckt waren und er die Tachonadel daher auf der 40 verharren ließ. So zockelten wir noch einige Kilometer auf der asphaltierten Fern-



straße in Richtung Bertoua. Plötzlich waren seine Bedenken verflogen, ohne dass sich an der Verkehrslage etwas geändert hätte. Er beschleunigte auf über 100 km/h und hielt die Geschwindigkeit über weite Strecken. Auf der gesamten Strecke, die wir bis dahin zurückgelegt hatten, bestand der Verkehr hauptsächlich aus Schwertransportern und Bussen. Nur selten begegneten uns private Pkws. Besonders auffällig war die hohe Anzahl an Langholztransportern. Das waren Zugmaschinen mit offenen

Trailern, die bis zu fünf Stämme ehemaliger Urwaldriesen geladen hatten und die aus dem Regenwald in Richtung Hafen von Douala unterwegs waren.

Gerade als die Sonne unterging und die Dunkelheit über Afrika hereinbrach, erreichten wir Bertoua. Dank meiner Aufzeichnungen war das Hotel Manza schnell gefunden. Wie bereits erwähnt, hatte mein Fahrer keine Straßenkarten im Wagen und das Hotel war ihm auch nicht bekannt.



Während die städtische Bebauung recht dicht war, war das Gelände des Hotels sehr großzügig angelegt. Direkt neben dem Einfahrtstor, das zu einem großen Parkplatz führte, gab es in einer Grünanlage einen Tennisplatz. Pierre parkte direkt vor dem Haupteingang, über den ich die Rezeption erreichte. Im Gegensatz zu Yaoundé klappte das Einchecken hier in der Provinz recht problemlos. Nach wenigen Formalitäten konnte ich mein Zimmer für die kommende Nacht beziehen. Zu meiner Überraschung verfügte das Hotel über einen weitläufigen Garten mit einem naturbelassenen Teich. In der Dämmerung waren in den Bäumen noch einige größere Vögel auszumachen.

Nach der langen Fahrt entschloss ich mich, zum Ausgleich noch einen kleinen Spaziergang in Richtung Stadtmitte zu unternehmen. Vielleicht ergab sich auf diesem Weg auch eine Gelegenheit für ein gutes Abendessen. Pierre hatte sich kurz nachdem ich eingecheckt verabschiedet und auf meine Nachfrage hin erklärt, dass er bei Verwandten übernachten würde.

Mit zunehmender Dunkelheit fühlte ich mich dann doch etwas unsicherer, weshalb ich, noch bevor ich die Innenstadt erreichte, umkehrte und im Hotel nach etwas Leckerem fragte. Die Tische im Restaurantbereich waren schick eingedeckt und auf jedem Tisch stand zur Zierde eine Blumenvase mit Plastikblumen. Um einen natürlichen Eindruck zu vermitteln, waren die Vasen mit Wasser gefüllt. Auch hier, wie im Hotel in Yaoundé, stand in der Zimmerecke ein bunt beleuchteter Weihnachtsbaum. Ich entschied mich für Hähnchenschenkel mit Reis, da es das einzige Gericht war, das mir bekannt vorkam.

Diesmal hatte ich eine Klimaanlage, die sich anschalten ließ und deren Geräuschentwicklung durchaus akzeptabel war. Leider musste ich nach einiger Zeit feststellen, dass sie zwar wenig Geräusche produzierte, aber auch überhaupt keine kühle Luft. Somit blieb mir nur, bei offener Zimmertür frische Luft hereinzulassen. Selbst eine funktionierende Klimaanlage hätte nur bedingt geholfen, denn kurz danach fiel der Strom für längere Zeit aus.

Ab in den Dschungel

Das Frühstück war für 6:30 Uhr ausgemacht und ich war bereits deutlich früher wach. So nutzte ich die Zeit, um mein Gepäck für die nächsten Tage zu sortieren. Als ich zum vereinbarten Termin im Restaurant erschien, war dort noch gar nichts vorbereitet. Die nette Bedienung ver-

sprach mir jedoch, dass das Frühstück sofort verfügbar wäre. Kurz vor 7:00 Uhr kamen dann die Brötchen und der Tee. Es gab also nur die Brötchen und die Tasse Tee. Mehr war nicht aufzutreiben, da der Koch noch nicht im Haus war.

Zumindest stand mein Fahrer pünktlich um 7 Uhr vor dem Haus. Während ich auscheckte und die Rechnung für mein Hühnerbein bezahlte, lud er mein Gepäck in den Toyota.



Vor uns lag heute eine lange Strecke von Bertoua über Batouri in Richtung Yokadouma und dann noch weiter südwärts. Aus diesem Grund stand als Erstes Tanken auf dem Tagesplan. Hier in Bertoua war das noch recht einfach, da es mehrere Tankstellen gab. Bevorzugt wurde, wie ich es auch schon in anderen Ländern erlebt hatte, die Marke Total. In Uganda wurde ich seinerzeit darüber aufgeklärt, dass bei anderen Benzinmarken Verunreinigungen häufiger vorkommen würden. Ein weiterer Vorteil von Total ist, dass sie Kartenzahlungen ermöglichen



Die Fernstraße war noch bis hinter Batouri asphaltiert und daher war ein schnelles Vorankommen gut machbar. Danach gab es ausschließlich Dschungelpisten, die mehr oder weniger gut befestigt waren und durchweg aus roter Erde bestanden. Die Verkehrsdichte nahm deutlich ab. Meistens begegneten uns nun Lastwagen. Ihre Fracht bestand überwiegend aus Zwiebeln, Kühen und Tropenholz. Entweder war das Holz bereits zu Brettern gesägt oder es waren riesige Stämme verladen. Egal, welche Fracht auch befördert wurde, die Fahrzeuge waren immer und offensichtlich überladen. Die Fahrer in ihren massiven Zugmaschinen nahmen wenig Rücksicht auf die anderen Verkehrsteilnehmer. Wir mussten also immer rechtzeitig einen Platz zum Ausweichen ansteuern.



eine Durchfahrt für uns möglich werden sollte. Dieses Unterfangen scheiterte jedoch gänzlich, als ein schwer beladener Holzlaster von der Gegenseite auf die Engstelle traf. Dieser erhielt jedoch deutlich mehr Respekt als unser Toyota. Ich befürchte, dass der Fernfahrer weniger Rücksicht auf die Unversehrtheit der Tiere nehmen würde als wir. Dessen bewusst, erhöhten die Treiber ihre Aktivitäten deutlich, und auch wir begaben uns, soweit es möglich war, auf den abschüssigen Randstreifen der Fahrbahn.



Auf dem weiteren Weg kam es dann zu einer Verzögerung, mit der ich hier zwischen den Urwaldbäumen nicht gerechnet hatte. Obwohl wir seit Langem keine Agrarflächen mehr gesehen hatten, erschien plötzlich eine riesige Rinderherde vor uns auf der Piste. Die mächtigen Tiere mit ihren gewaltigen Hörnern versperrten die gesamte Fahrbahn und waren bis in den angrenzenden Dschungel hinein unterwegs. Die wenigen Treiber versuchten verzweifelt, die Kühe mit dünnen Ruten so zu lenken, dass



Nach einiger Zeit, viel Gehepe und einigen kritischen Situationen passierte der Lkw die Rinderherde und unseren Toyota. Das Ganze spielte sich in der unmittelbaren Umgebung einer Flussüberführung ab. Diese Lage ermöglichte es den Hirten, ihre Tiere zu dem Gewässer zu treiben, und wir konnten endlich unsere Fahrt fortsetzen.



Noch zwei weitere Male begegneten wir ähnlich großen Rinderherden, wobei uns der entgegenkommende Schwerlastverkehr erspart blieb. Weitere Verzögerungen gab es durch die zahllosen Straßensperren, bei denen jeweils die Fahrzeugpapiere von Pierre und mir überprüft wurden. Bei einem dieser Stopps wurde ich sogar ein wenig ins Verhör genommen. Der Beamte schenkte meiner Aussage, dass ich lediglich auf dem Weg nach Lobéké war, um dort zu fotografieren, keinen Glauben und ließ daher den gesamten Wagen nach Langwaffen durchsuchen. Dass ich ihm mein Taschenmesser als einzige Waffe vorzeigte, fand er nicht lustig und ließ mich das auch spüren.

Zur Mittagszeit erreichten wir Yokadouma, die Hauptstadt des östlichsten Bezirks Kameruns. Bis zur Landesgrenze zur Zentralafrikanischen Republik sind es von hier aus nur noch 30 Kilometer. Die Stadt empfing uns in ihrem staubigen Gewand. Alles, schier alles, war mit einer roten Staubschicht bedeckt. Je nach Objekt war diese Staubschicht wenige Millimeter oder mehrere Zentimeter dick. Besonders bei den abgestellten Fahrzeugen ließ dieser Auftrag über die wahrscheinliche Fahrtüchtigkeit schließen. Obwohl unsere Tanknadel noch einen halb vollen Tank anzeigte, bat ich Pierre, die einzige Tankstelle im Ort anzuzeigen. Diese Bitte musste ich noch einmal sehr deutlich äußern, denn für Pierre war der Tank ja noch voll genug. Aber ich bestand darauf, da ich wusste, dass wir auf den nächsten 500 Kilometern keine Möglichkeit haben würden, Treibstoff zu bekommen.



Dieser Stopp bot sich auch für eine Mittagspause an. Wir streiften durch das Zentrum der Stadt. An verschiedenen Ständen wurden afrikanische Spezialitäten angeboten. Noch war mein Hunger kleiner als mein Mut. Interessant war jedoch ein Unterstand, in dem Fleisch auf Holzkohle geröstet wurde. Insgesamt erinnerte das fertige, verkaufsbereite Gericht an einen Döner. Pierre bat mich um einige Franc, um dort etwas zu kaufen. Der Gedanke an einen solchen Döner ließ meine Bedenken hinsichtlich der



mangelnden Hygiene der Garküchen in den Hintergrund treten. Während Pierre geduldig auf das Fleisch wartete, schaute ich mich etwas um und fotografierte das Geschehen rund um den Grill. Ein Einheimischer in einem bunten, wallenden Gewand zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte bemerkt, dass ich fotografierte, was ihm gar nicht gefiel. Trotz meiner Beteuerung, dass ich ihn nicht explizit abgelichtet hätte, und obwohl ich es ihm anhand meiner Kamera nachwies, musste ich mich heftigen und lautstarken Beschimpfungen stellen. Zumindest nahm ich an, dass es sich bei dem Wortschwall um hiesige Schimpfwörter handelte. Pierre nahm das alles sehr gelassen hin und wartete stoisch auf das endlich durchgegarnte Fleisch.



Als er dann auf dem Weg zum Wagen damit begann, den kamerunischen Döner zu verzehren, wurde mir klar, dass das Gericht wohl nur für ihn bestimmt war. Zumindest durfte ich auf Bitte einen kleinen Bissen probieren. Für meinen Geschmack war er etwas zu stark mit Zwiebeln gewürzt, aber ansonsten war er schon sehr lecker.

Unsere Route führte uns entlang der Grenze weiter in Richtung Süden. Aufgrund des langanhaltenden Bürgerkriegs, dessen Höhepunkt Mitte der 2010er Jahre lag, und der nach wie vor prekären wirtschaftlichen Lage, haben viele Menschen das zerrüttete Land in Richtung Kamerun verlassen. Hier im Grenzgebiet entstanden so im Laufe der Jahre einige Flüchtlingslager. Als wir an einem solchen Dorf vorbeikamen, konnte ich feststellen, dass die Geflüchteten in selbstverwalteten Dörfern mit festen Holzhäusern untergebracht sind. Ob es dabei eine Neiddebatte gibt oder deswegen Fremdenfeindlichkeit herrscht, ließ sich mit meinen rudimentären Sprachkenntnissen nicht ermitteln. Auch waren meine Fragen dazu für Pierre wohl zu weit von seiner Realität und seinem Wissensstand entfernt.



Obwohl es oft über Kilometer keine Dörfer gab, traf sich die Bevölkerung gerne an den Brücken, an denen die Fernstraße P4 Bäche oder Flüsse kreuzte. Mit viel Hingabe wurden dort die Autos, die Mopeds, die Kleidung und auch die Kinder gewaschen. Vielleicht eine Parallele zu den Verhaltensweisen der einstigen Kolonialmacht. Die Hingabe der Männer zu ihren Fahrzeugen übertraf die Hingabe zu ihren Kindern bei Weitem, sofern sie sich überhaupt um diese kümmerten.

Zu diesem Zeitpunkt befuhren wir eine Region, in der es vermehrt Siedlungen gab, in denen offensichtlich vorwiegend oder ausschließlich Pygmäen lebten. Neben den Lehmhäusern gab es dort auch die aus Ästen und Blättern gefertigten, halbkugelförmigen Hütten. Hier trifft Tradition auf Moderne. So tanzte eine Gruppe von BaAka-Frauen zu modernen Rhythmen aus einer akkubetriebenen Lautsprecherbox etwas wie Zumba.

Meine Verwunderung über die Edeka-Lkws in der Hauptstadt wurde hier, kurz vor dem Nirgendwo, durch die Anwesenheit eines umgebauten deutschen Feuerwehrautos übertroffen. Selbst die deutschen Kennzeichen waren noch grob zu erkennen.



Ein schleichender Plattfuß an unserem Toyota machte es notwendig, eine Werkstatt aufzusuchen. Nach über 20 Kilometern fanden wir tatsächlich eine Werkstatt, die aus einem Holzunterstand inmitten einer ölverschmutzten Fläche bestand. Der sonst durchgehend rote Boden war durch auslaufendes Motoröl tiefschwarz gefärbt. Nach einer kurzen Konversation wurde klar, dass wir hier keine Hilfe erwarten konnten. Der Kompressor sei bereits seit Jahren funktionslos und die Handluftpumpe kaputt. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir mit dem fast platten Reifen Mambale und dort das WWF-Camp. Alles machte auf mich den Eindruck, als wäre die Station seit Jahren verlassen. Sowohl die Bausubstanz als auch die Abwesenheit jeglicher Menschen ließen mich daran zweifeln, ob

ich hier erwartet wurde. Nach einigem Warten betrat ich mutig das Gebäude und folgte dem Geräusch eines Ventilators. In einem Büro traf ich dann auf Stevie, den Ranger, mit dem ich über Facebook kommuniziert hatte. Wie aus dem Nichts tauchte auch Freddy, einer der Ranger, auf. Wie es sich für Afrika gehört, mussten nun noch einige Listen ausgefüllt und die vereinbarte Zahlung beglichen werden.



Anschließend begleitete Freddy mich zu meiner Unterkunft. In einem etwas abseits gelegenen Gebäude, gab es tatsächlich ein ganz anständig eingerichtetes Zimmer mit Bett und Ventilator. Sogar Internet war via Satelliten verfügbar. Nicht verfügbar war hingegen etwas Essbares. Jetzt hätte ich gerne einen kamerunischen Döner verspeist. Pierre parkte unseren Toyota derweil in der Nähe meiner Unterkunft. Er würde wohl die nächsten Nächte im Wagen schlafen.

Ein Blick auf die inzwischen zahlreich eingegangenen E-Mails hellte meine Stimmung nicht auf. Mein Rückflug von Yaoundé war abgesagt worden. Nun hieß es, eine Alternative zu finden – und das aus einer Ecke der Erde, in der die Kommunikation mit dem Reisebüro oder der Fluggesellschaft eher Glückssache ist.



Lobéké

Strom gab es bis gegen Mitternacht, dann hörte das nervige Brummen des Generators auf und ich konnte schlafen, bis irgendwann in der Nacht die Hähne anfangen zu krähen – einer davon direkt vor meinem Fenster. An Weiterschlafen war nicht mehr zu denken. Aus der Ferne hörte ich ein tiefes Grollen. Noch während ich darüber nachdachte, was dessen Ursache wohl sein könnte, kam das donnernde, langanhaltende Geräusch schnell näher. Nun war mir klar, dass es sich um ein Gewitter handelte. Die Hühner, die bisher die Geräuschkulisse bestimmt hatten, verstummten, und inzwischen tobte das Unwetter direkt über uns. Die Sturmböen wurden immer heftiger und peitschten die Blätter über das Gelände. Zu meiner Verwunderung fiel noch kein Regen, was ich als gut empfand. Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gedacht, da öffneten sich die Himmelsportalen und ein Regen sondergleichen brach über das Camp herein.

Nach wenigen Minuten musste ich mit ansehen, wie sich die Fluten ihren Weg bahnten. Vor meinen Augen schwamm die gesamte abschüssige Zufahrt förmlich weg. Ich fragte mich: Ist das der Beginn der Regenzeit, und gibt es in den nächsten Tagen noch die Möglichkeit, hier wieder wegzukommen? Zwar hatten wir einen großen Pickup, aber würde der Allradantrieb funktionieren?

Langsam wurde es zwar heller, aber es schüttete unentwegt. Ein nebensächlicher Gedanke beschäftigte mich. Bei dem Wetter kommt der Koch sicher auch nicht, und das Frühstück, auf das ich mich seit gestern so gefreut hatte, fällt dann wohl buchstäblich ins Wasser, dachte ich.

Inzwischen bestand die Zufahrt aus zwei rotbraunen Schlammflüssen, die sich tief ins Areal gegraben hatten. Nach einer halben Stunde ließ der Regen kurz nach und hörte dann plötzlich genauso auf, wie er begonnen hatte.



Jetzt, wo langsam Ruhe eintrat, wagte ich es, meine Unterkunft zu verlassen. Draußen flossen noch die Schlammmassen talwärts, doch erstaunlicherweise ließ es sich recht gut zwischen den freigespülten Gräben laufen. Der Regen war das eine, aber die Spuren des Sturms wurden erst jetzt offensichtlich. Nicht nur Blätter, sondern auch ganze Äste lagen herum. Wellblechplatten, die zu einer der hiesigen Baustellen gehörten, waren weit verstreut.

Ich machte mit meiner Kamera einen kleinen Rundgang durchs Camp, soweit es die Lage bereits zuließ. Ein Friedhof voller Toyota-Geländewagen bot mir ein trauriges Bild. Durch eines der Wracks war im Laufe der Jahre ein prächtiger Baum gewachsen.

Freddy tauchte mit der Köchin auf. Mein erster Gedanke war: Hurra, jetzt gibt's Frühstück! Leider musste ich feststellen, dass ich mich zu früh gefreut hatte. Die Köchin war zwar pünktlich da, jedoch in der Annahme, dass ich die Zutaten für das Frühstück dabei hätte. Also zog sie mit 10.000 XAF los, um einzukaufen. Wo genau, war und blieb mir bis heute ein Rätsel.

Als ungeübter Camper verbrachte ich die Wartezeit größtenteils damit, den Schlafsack in die dazugehörige, recht kleine Transporttasche zu bekommen. Nach dem vierten Anlauf und viel Gutzureden gelang es mir schließlich. Draußen brannte inzwischen die Äquatorsonne auf den Dschungel nieder und ließ den Regen nach einiger Zeit vergessen. Da, wo sich eben noch breite Bäche ergossen hatten, wurde der Boden trocken und hart wie Beton. Nur der Schlamm an meinen Sandalen erinnerte noch an das Unwetter.



Ach ja, das mit dem Wasser und dem Strom war nur eine temporäre Angelegenheit. Meine Annahme, dass der Generator am Morgen wieder anspringen würde, war ein Trugschluss, und auch das fließende Wasser war inzwischen versiegt. Im Gang stand daher ein riesiges Wasserfass mit einer halben PET-Flasche als Schöpfkelle.

Ohne Strom musste ich mein iPhone an die Powerbank hängen. Wann diese wieder geladen sein würde, blieb ungewiss.

Ich hoffte, dass das Warten auf das lang ersehnte Frühstück bald ein Ende haben würde oder dass mir jemand sagen würde, wann ich damit rechnen könnte. Die letzte

Aussage von Freddy war: Nach acht Uhr. Das war um 7:45 Uhr, also völlig klar. Nun ist es fast halb zehn und nichts hat sich seitdem getan. Aber damit muss man rechnen, das ist Afrika. Wenn ich an die Deutsche Bahn denke, ist es bei uns ja in so manchem Bereich auch nicht besser.

Inzwischen hatten die Monteure einen Toyota zum Laufen gebracht. Er stand jetzt einige Meter weiter am durchfurchten Hang. Ob das wohl der Wagen sein sollte, mit dem es später in den fast unberührten Urwald ging? Ich sollte mich dringend etwas entspannen, aber bei knurrendem Magen fiel es mir schwer.

Ein Radwechsel wäre noch eine Möglichkeit, um die Zeit zu vertreiben. Weder mein Fahrer Pierre noch der lokale Fachmann wussten, wie man an das unter dem Wagen montierte Ersatzrad kommt. Zunächst ging ich auf die Suche nach einer Unterlage für den Wagenheber. In den vergangenen Tagen waren uns Hunderte mit Brettern überladene LKWs begegnet, doch jetzt war nichts dergleichen auffindbar. Letztlich fand Pierre einen Holzklötzchen bei einem der Autowracks. Ohne mein Zutun bekamen die beiden das platte Rad herunter. Das Ersatzrad war jedoch nicht dazu zu bewegen, sich zu lösen.





Aufgrund des noch sehr feuchten Bodens fiel es aus, unter den Wagen zu kriechen. Mit etwas Mühe gelang es mir, eine Sperrholzplatte aufzutreiben. Damit begab ich mich von unten dreckgeschützt unter die Karosse und platzierte die Kurbel an dem Haltemechanismus. Dies war bis dahin trotz zahlreicher Versuche nicht gelungen. Erfreut darüber, dass der Weiterfahrt nun nichts mehr im Wege stand und ein Zwiebelomelett zum Verzehr bereitstand, hellte sich meine Stimmung auf.

Die Köchin hatte mir im Gemeinschaftsraum den Frühstückstisch hergerichtet. Immer, wenn es Strom gab, liefen dort irgendwelche Fußballspiele auf dem Flachbildschirm. Für wen wurde mir während meines Aufenthaltes nicht bewusst. Sie fragte: „Tee?“ Ich antwortete in meinem mittelhessischen Schulfranzösisch: „Oui!“ Daraufhin erhielt ich eine Tasse heißes Wasser sowie jeweils ein Tütchen Instantkaffee und Trockenmilch. Feuchter Zucker stand sowieso auf dem Tisch.

Da offensichtlich kein anderer Wagen vom Camp fahrbereit war – auch nicht der gerade geflickte Geländewagen –, nahmen wir kurzerhand den Krankenwagen. Die Trage wurde zur Seite geräumt, um Platz für viele Mitfahrende zu schaffen. Esomba, der Fahrer, unterbrach jedoch das Beladen, da er seinen Wagenheber vermisste. Aber auch dieser wurde nach einiger Zeit gefunden. Nach rund 200 Metern Fahrt wurde erneut gehalten. Fragend schaute ich in die Runde und erhielt eine Antwort in einer mir fremden Sprache, vielleicht war es das lokale Französisch. Nach einiger Zeit erschien eine Frau in Uniform, die eine Kalaschnikow AK 44 trug. Ihr strenger Blick ließ mich erahnen, dass sie hier wohl die Chefin war. Nach einer kurzen Unterhaltung zwischen dem Ranger, dem Fahrer und der Chefin wurde klar, dass zunächst noch Zweitaktbenzin für die Kettensäge besorgt werden musste. Schließlich hatte der Sturm zahlreiche Bäume entwurzelt.



Die nun zusätzlich entstandene Wartezeit nutzte ich für eine kurze Wanderung durch die Wohnbereiche der Mitarbeitenden. Hier waren auch Neubauten für Touristen in der Entstehung. Es ergaben sich einige nette Fotogelegenheiten, doch der Wagen, der nur kurz das Benzin holen wollte, tauchte nicht mehr auf.

Also aktivierte ich Pierre, und wir fuhren mit unserem Toyota und Freddy auf der Rückbank hinterher. Schon bald erreichten wir eine Stelle, an der ein riesiger Baum auf die Verbindungsstraße zwischen Camp und Dorf gestürzt war. Da keine funktionstüchtige Kettensäge vorhanden war, mussten die anderen den Weg mit ihren Macheten freimachen.



Endlich trafen wir auf den Krankenwagen, aber inzwischen war wohl auch aufgefallen, dass noch das Schwert für die Kettensäge fehlte. Aus einer Hütte tauchte dann das passende Teil auf, und nun startete endlich der lange Weg zur Petit Savanne.

So ging es im vollbeladenen Krankenwagen über eine der üblichen Pisten in den Dschungel. Ein Begleitfahrzeug fuhr vorweg, um Bäume von der Straße zu räumen. Mit dabei waren neben dem Fahrer Esomba der Guide Marcial, die Köchin Désirée, die Chefin der Ranger sowie zwei weitere Ranger, außerdem zwei Männer und eine Frau als Träger.



Nach einiger Zeit und einigen Stopps wegen umgestürzter Bäume erreichten wir das Camp der Ranger. Hier mussten wir den Wagen zurücklassen und uns zu Fuß auf den Weg zu unserem Nachtlager machen. Sechs Kilometer waren es bis zum Camp, in dem wir übernachten würden; ein weiterer Kilometer führte zur Lichtung mit der Aussichtsplattform. Im Internet hatte ich einige vielversprechende Bilder von der kleinen Savanne gesehen. Dementsprechend war meine Erwartung geweckt, hier einige Waldelefanten zu sehen. Zu meinem Erstaunen war die gesamte Lichtung jedoch mit hohem Gras bewachsen. Ein Umstand, der vermuten ließ, dass hier nicht allzu viele Dickhäuter zum

Grasen herkommen. Zu meiner positiven Überraschung gab es dann doch drei der seltenen Tiere in einiger Entfernung zu sehen. Eines davon war noch ein Jungtier. Für schöne Fotos waren die drei jedoch zu weit entfernt und zumeist auch von Bewuchs verdeckt. Für Marcial war es trotzdem ein voller Erfolg. Offensichtlich hatte er seit längerer Zeit keine dieser Tiere hier angetroffen.



Nachdem die Elefanten die Bildfläche verlassen hatten, blieb nur warten und hoffen, dass mit der schwindenden Mittagshitze irgendwelche Tiere aktiver wurden. Bis zum Abend änderte sich die Szenerie jedoch nicht. Also machten wir uns vor Einbruch der Dämmerung auf den Weg ins Camp.

Dieses bestand aus zwei offenen Holzhütten, in denen wir unsere Zelte aufschlugen. Désirée hatte inzwischen auf einer offenen Kochstelle Reis mit Fisch zubereitet. Bei dem Fisch handelte es sich allerdings nicht um frischen Fang, sondern um Ölsardinen aus der Dose.



Vor mir lag eine lange Nacht im Zelt mit Krämpfen im Oberschenkel. Eigentlich war ich froh, dass die Nacht bereits um 5:30 Uhr vorbei war und wir uns um 6:05 Uhr auf den Weg zu einer zweiten Erkundung der Lichtung machten.

Diesmal waren keine Elefanten zu sehen, dafür tauchten nach und nach schwarz-weiße Colobus-Affen aus dem gegenüberliegenden Wald auf. Über eine Stunde lang unterhielt uns dieser aus über zwanzig Tieren bestehende Familienverbund mit seinen Aktivitäten. Besonders die überaus hässlichen Babys der Affen amüsierten uns mit



Zum Frühstück gab es Spaghetti mit Ei und feuchtem Baguette. Eine durchaus gewöhnungsbedürftige, aber sättigende Zusammenstellung. Nachdem alle Zelte zusammengepackt waren und Désirée ihre gesamten Kochutensilien im Rucksack verstaut hatte, machten wir uns auf den Weg zum Treffpunkt mit unserem Fahrer. Ein letzter Abstecher auf den Aussichtsturm an der Kleinen Savanne erbrachte leider keine Fotos.

Pünktlich um 12 Uhr erreichten wir den Parkplatz. Wie nicht anders zu erwarten, wartete dort kein umfunktionaler Krankenwagen auf uns. Eine halbe Stunde später, sogar etwas früher als gedacht, erschien Esomba dann mit besagtem Gefährt.

Zurück in Mambale wurde bald darauf das Mittagessen serviert. Diesmal gab es Spaghetti mit Fischsoße. Zu diesem Zeitpunkt vermutete ich, dass Désirée ausschließlich Spaghetti kochen und Ölsardinendosen öffnen konnte.

Pierre war nirgends zu finden und der Toyota stand nicht mehr auf dem Gelände des WWF-Camps. Also machte ich mich zu Fuß auf den Weg ins Dorf, um einzukaufen. Dort traf ich unvermittelt auf Martial, der mir anbot, mich bei meiner Suche nach Proviant zu unterstützen. Im größten Laden, der mir bereits auf der Hinfahrt ins Auge gefallen war, wurde mein Anliegen, Wasser in Flaschen zu kaufen, leider mit Blick in die Kühltruhe mangels Auswahl zu Nichte gemacht. Immerhin konnte ich eine Cola-Flasche darin erspähen, die dann zusammen mit einer Packung Kekse augenblicklich den Besitzer wechselte. Ohne Wasserflaschen machten wir uns auf den Weg zu verschiedenen anderen Verkaufsständen im Dorf. Aber egal, wo wir fragten, es gab partout kein Wasser. Ein Gutes hatte die Shoppingtour durch Mambale doch: Ich entdeckte Pierre mit dem Toyota. Letztlich erwarb ich die letzte der beiden Flaschen Cola und fuhr mit Pierre zurück ins Camp.

Von Nuria Ortega hatte ich erfahren, dass eine weitere Touristin über Kamerun die Doli-Lodge besuchen wollte. So kam es nun zu dem ersten Kontakt mit Kim, Kimberly Jordan. Wortreich beschrieb sie mir per WhatsApp, dass sie in Douala gelandet sei und bisher noch keinen Fahrer gefunden hätte. Der Einzige, den sie gefunden hätte, verlangte einen unverschämten hohen Preis. Ich gab ihr die Kontaktdaten des Autovermieters, dessen Fahrzeug und Fahrer wir genutzt hatten. Ich konnte ihr auch den ungefähren Preis mitteilen. Zudem gab ich ihr eine recht detaillierte Streckenbeschreibung und zweifelte daran, dass die Strecke von Douala über Yaoundé und Bertoua bis Libongo innerhalb von eineinhalb Tagen zu schaffen wäre. Ich war gespannt, ob ich sie tatsächlich am Bootsanleger in Libongo treffen würde. Ich sagte ihr zu, dass wir bis spätestens 14 Uhr warten würden, dann aber los müssten, um die Grenze noch zu erreichen.

Noch eine Nacht im WWF-Camp in Mambale mit Generatorbrummen, frühen Hähnen und ohne fließendes Wasser galt es zu überstehen. Der Vorteil dieser unbequemen Unterkunft war, dass ich weit vor dem Wecker wach war, meine Sachen packen konnte und bald am Toyota stand, in dem Pierre geschlafen hatte. Dieser war ebenfalls schon wach.

So machten wir uns in aller Frühe auf den Weg. Am Verwaltungsgebäude war einer der Ranger gerade dabei, im Stechschritt die Landesfahne zum dazugehörigen Mast zu bringen, sie zu entfalten und zu hissen. Eigentlich sollte jetzt die versammelte Mannschaft zum Fahnenappell antreten, aber das zog sich hin und wir fuhren ohne diese Zeremonie und ohne Frühstück ab.





Im Ort konnte ich zumindest zwei Baguette, also Weißbrot ohne Belag, kaufen. Nach wenigen Kilometern bemerkte ich im Augenwinkel eine rot leuchtende Warnanzeige neben dem Tacho. Ich wies Pierre auf diesen Zustand hin, aber weder das Lämpchen noch mein Hinweis führten zu einer Reaktion. Technischen Warnhinweisen sollte man in einer Region, die nicht gerade von Fachwerkstätten strotzte, tunlichst nachgehen, war meine Meinung zu



dem Thema. Ich versuchte also, das Symbol der Anzeige zu interpretieren. Aufgrund des Alters des Wagens und des hiesigen Klimas waren diese Zeichen nur schwer zu erkennen und noch schwerer einer Funktion des Wagens zuzuordnen. Eine Bedienungsanleitung lag natürlich nicht im Fahrzeug. Es musste aber etwas mit dem Allradantrieb zu tun haben. Am Tag zuvor mussten wir durch tiefen Schlamm fahren und ich hatte Pierre daher erklärt, dass der zweite kleine Schaltknopf in solchen Fällen sinnvoll ist. Erst jetzt fiel mir auf, dass Pierre seit unserem Start vor einigen Kilometern mit Allradantrieb fuhr, was jedoch kein Problem darstellte. Pierre hatte jedoch auch die Dif-

ferenzialsperre eingelegt. Eigentlich war es ein Wunder, dass wir unfallfrei so weit gekommen waren. Durch diese Fahrweise hatte sich jedoch das Schmieröl im Antriebs-trakt so sehr erhitzt, dass die Warnlampe anging. Noch bevor dies zu weitreichenden Defekten führte, hatten wir das Problem schnell gelöst.

Die Piste nach Libongo war in den meisten mir bekannten Karten und auch bei den üblichen Anbietern im Internet, wenn überhaupt, nur als niedrigste Kategorie eingezeichnet. Dementsprechend hatte ich die Fahrzeit großzügig veranschlagt. Zu meiner Überraschung war die Piste jedoch in einem exzellenten Zustand. Der Grund dafür wurde mir schnell bewusst. Die Piste führte durch ein Konzessionsgebiet, in dem zertifiziertes Tropenholz geschlagen wurde. Zum PFC-Siegel könnte ich viel ausführen, hier jedoch nur ganz kurz: Diese Konzessionsflächen werden versteigert



und dürfen dann nach einem bestimmten Schema ausgebeutet werden. Alle Urwaldriesen werden vermessen und kartografiert. Der Holzeinschlag wird überwacht und nach der Entnahme der genehmigten Bäume darf sich der Wald dreißig Jahre lang erholen. Was dabei keine Erwähnung findet, sind die massiven Flurschäden, die sich während

der Ausbeutung kaum vermeiden lassen. Dazu gehört die gut ausgebaute Piste, aber auch die zahlreichen, breit in den natürlichen Bewuchs geschlagenen Rückegassen, in denen mächtige Bulldozer zugange sind.

Dass es hier weder Waldelefanten noch Gorillas aushält, ist verständlich. Alle Bemühungen im nahegelegenen Schutzgebiet werden durch derart massive Eingriffe in deren Lebensraum zunichte gemacht. Auf der gesamten Strecke sahen wir daher lediglich einen Affen und einige Nashornvögel; dafür aber zahlreiche riesige Baumaschinen, die breite Trassen in den dichten Urwald schlugen.



Entsprechend der Waldnutzung kamen uns auf dieser Strecke nur schwer beladene Holzlastwagen entgegen, die zumeist mit hoher Geschwindigkeit fuhren. Die gute Beschaffenheit der Piste verführte zu riskantem Fahrverhalten. Eine dieser Begegnungen wurde uns jedoch fast zum Verhängnis. Pierre konnte nur mit viel Glück einem der Schwertransporter ausweichen, indem er den Toyota von der Straße in den danebenliegenden Graben lenkte. Es waren nur Sekunden und Zentimeter, die uns vor einem verheerenden Zusammenstoß trennten. Dank des Allradantriebs konnten wir uns aus dieser misslichen Lage befreien und unsere Fahrt mit Herzklopfen fortsetzen.



Weit vor der mit Kim ausgemachten Zeit erreichten wir Libongo. Vorbei an dem seit Langem nicht mehr genutzten Flugfeld und einer riesigen Holzfabrik kamen wir in das beschauliche Dorf. Bis hierher war alles leicht zu finden. Wo jedoch das Boot abging, welches mich über die Grenze bringen sollte, stellte eine kleine Herausforderung dar. Ich nutzte die Zeit, um mich im Dorf umzuschauen, und bat Pierre, sich nach der Anlegestelle zu erkundigen. Trotz unterschiedlicher Informationen näherten wir uns zusehends der richtigen Stelle. Am Zustand der Piste ließ sich wahrlich nicht erkennen, dass wir auf dem richtigen Weg waren. Aber tatsächlich erreichten wir einen Zugang zum Grenzfluss, an dem neben den hier üblichen Einbäumen auch ein Alu-Boot mit Außenbordmotor lag. Offensichtlich wurden wir trotz der frühen Uhrzeit bereits erwartet. Es stellte sich heraus, dass Kim gemeldet hatte, dass sie das Boot heute nicht mehr erreichen würde, da sie noch vor Yokadouma unterwegs war. Ihr Fahrer schien noch weniger Ahnung von den Verkehrswegen in seinem Land zu haben als mein Fahrer. So entschlossen wir uns, früher abzulegen. Zuvor mussten jedoch noch die Grenzformalitäten erledigt werden.



Elisé, der Guide, der mich in den nächsten Tagen begleiten würde, unterstützte mich tatkräftig dabei. Das Büro des diensthabenden Grenzpolizisten befand sich in einem einfachen Wetterschutz. Nachdem er meine Ausweisdokumente überprüft und meinen Impfpass kontrolliert hatte, brachte er gegen eine kleine Gebühr den Ausreisestempel in meinem Pass an.

Pierre hatte nun für die nächsten fünf Tage Freizeit. Auf seine Bitte hin gab ich ihm noch etwas Handgeld. Mir wurde erst jetzt bewusst, dass sein Unternehmen das von mir bezahlte Geld für Kost und Logis gar nicht an ihn ausgezahlt hatte.

Mit dem Schnellboot, also einem Aluboot mit Außenbordmotor, ging es den Sangha-River hinauf, vorbei an der riesigen Holzfabrik, deren Ausdehnung von dem Fluss aus deutlich wurde. Schwarze Rauchschwaden stiegen aus deren Schornstein in den diesigen Himmel. Der Sangha stellt über weite Strecken die Grenze zwischen den beiden afrikanischen Ländern dar. Nach einer kurzen Strecke setzten wir auf die andere Flussseite über. Hier gab es eine erste Polizeistation, an der nur eine einfache Kontrolle im Wert von 3.000 XAF stattfand.

Deutlich weiter flussaufwärts machten wir ein zweites Mal Halt. Unser Bootsmann legte an einem extrem steilen Ufer an, das wir nun erklimmen mussten. Zahlreiche Rutschspuren im feuchten Untergrund zeugten von einem regen Grenzverkehr, aber auch von der etwas unsicheren Zuwegung zur zweiten Grenzstation. Hier nahm man die Formalitäten deutlich ernster: An zwei unterschiedlichen Schreibtischen wurde meine Einreise bearbeitet. Es wurden alle möglichen Daten in eine der üblichen Listen eingetragen, der mir bereits bekannte Betrag von 33.000 XAF kassiert und ein Einreisestempel im Reisepass angebracht. Nach einer knappen halben Stunde war die Prozedur erledigt, und eine kurze Rutschpartie brachte mich wieder zum Boot.

In weiten Schleifen umfuhr der Bootsmann die allgegenwärtigen Sandbänke. Aufgrund der Trockenzeit führte der Sangha-Fluss recht wenig Wasser. Das ist auch der Grund, warum die Holzernte grundsätzlich per LKW abtransportiert wird. Wie ich später erfuhr, steigt das Wasser nur in den Monaten August und September stark an, sodass eine Verschiffung, allerdings ausschließlich in die Republik Kongo, möglich wäre.







Es dauerte noch über eine Stunde, bis wir, vorbei an vereinzelt Siedlungen, den Ort Bayanga erreichten. In einer letzten Schleife passierten wir die kleine Stadt, um nordwärts bei der Doli-Lodge anzulegen. Hier wurde ich bereits freudig von Lambert, dem Manager, begrüßt. Wie so oft gab es an der Rezeption zugleich einen leckeren, gekühlten Fruchtsaft.



Die Doli-Lodge wird vom WWF betrieben. Das Anwesen besteht aus einem direkt am Fluss gelegenen Restaurant, einem Rezeptionsgebäude mit allerlei Informationstafeln, einer Küche sowie vier Gästehäusern mit jeweils zwei Zimmern, Bad und Terrasse. Die gesamte Organisation wird von einer spanischen Familie übernommen, die ich bereits zu Beginn der Geschichte erwähnt hatte.

In der Lodge hatte ich im Prinzip täglich von Sonnenaufgang bis ca. 22 Uhr Internetempfang. Genau in der Zeit, in der Elektrizität verfügbar war. So bekam ich wieder Kontakt zu Kim. Sie hatte inzwischen in Yokadouma eine Unterkunft für die Nacht gefunden und wollte am nächsten Tag in Libongo das Schnellboot nehmen. Natürlich schrieb sie mir noch deutlich mehr und ließ sich auch die Strecke nochmals genau beschreiben.

Bis zum Dinner um 18:30 Uhr, also ziemlich genau zum Sonnenuntergang, hatte ich noch reichlich Zeit. Nachdem ich mich in meinem Zimmer häuslich eingerichtet hatte, beschloss ich, einen Spaziergang durchs Dorf zu machen. Ein Weg, der auch von Mitarbeitenden der Lodge regelmäßig zu Fuß oder mit dem Moped genutzt wird, führt auf kürzestem Weg von der Lodge zum Ortsrand. Hier entstand gerade ein neues Gemeinschaftszentrum mit Versammlungssaal, Büros und einer großen Freifläche. Unweit davon, direkt am Fluss, wird Energie via Photovoltaik erzeugt.



Als Europäer war ich schon etwas Besonderes, das wurde mir recht schnell klar. Jeder, wirklich jeder, grüßte mich höflich auf Französisch. Selbst die Kleinsten riefen „Bon Jour“ und winkten mit einem unbeschreiblichen Lächeln, das sofort ansteckend wirkte.

Asphaltierte oder irgendwie dauerhaft befestigte Straßen gab es hier nicht. Wie bereits in Kamerun bestanden die Straßen, Wege, Pfade und Höfe aus der überall vorhandenen roten Erde. Gerade in der Trockenzeit verbreitete sich diese in Form von Staub in jeden Winkel. Glücklicherweise gab es nur wenige Mopeds und noch viel weniger Autos in dieser Region. Doch jedes motorisierte Fahrzeug schleppte eine rote Wolke hinter sich her.

Die Bevölkerung der Kerngemeinde besteht überwiegend aus Bantu, während die Pygmäen eher in den umliegenden Siedlungen beheimatet sind, wie ich später feststellte. Die Bebauung ist eine bunte Mischung aus Holzhäusern, Lehmhütten und Ziegelbauten, wobei letztere eher selten sind. Nur wenige Eigentümer hatten ihr Grundstück rund ums Haus mit einem Zaun oder einer Holz- bzw. Bambuswand eingefriedet. So kam es häufig vor, dass ich plötzlich im Hof eines Hauses stand. Für Ortsunkundige war es schwer zu erkennen, wo Wege endeten und wo Höfe begannen. Den jeweiligen Bewohnern schien das jedoch wenig auszumachen, denn sie grüßten alle höflich.

Inzwischen hatte sich herumgesprochen, dass ein weißer Mann im Dorf unterwegs war. Zunehmend wurde ich von Kindern jeden Alters verfolgt; es bildete sich förmlich eine Traube hinter mir. Ich kam mir wie der Rattenfänger von Hameln vor, was mir sehr peinlich war. Immer wieder forderten mich die Kinder auf, ein Foto zu machen. Sobald ich jedoch die Hand an meine Kamera legte, stoben die Kinder lauschreiend auseinander. Daraus entwickelte sich ein Spiel, das die Kinder und mich sehr belustigte.





Gerne hätte ich mehr vom Leben der Menschen hier mit meiner Kamera festgehalten, aber natürlich gab es eine gewisse Distanz zwischen mir und den Einheimischen. Die Kommunikation funktionierte zumeist nur mit Gesten, was zu dem einen oder anderen Missverständnis führte. Ablehnende Handbewegungen, wenn ich meine Kamera zeigte, respektierte ich natürlich. Zurück in der Lodge wurde mir dann das Abendessen serviert. Es war eine Augenweide und ein kulinarischer Genuss im Vergleich zu den Spaghetti mit Fischsoße der vergangenen Tage. Es wurde mir von Gideon an Tischen mit Tischdecke und Porzellangedecken serviert. Es gab sauberes Wasser, so viel ich trinken mochte, und zum Abschluss noch einen leckeren Nachtsch. Ein durchweg gelungener Tag ging so zu Ende.



Der nächste Morgen startete um 7 Uhr mit einem Frühstück aus Rührei, Baguette, Butter, Wurst und frischem Obst, das es sowohl als Frucht als auch als Saft gab. Auf dem Programm stand Mangabey-Tracking, also die Begegnung mit einer ansonsten sehr scheuen Affenart. Nach

langer Arbeit der Ranger wurde eine Gruppe dieser Affen an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt. Um zu dieser Herde zu gelangen, die immerhin bis zu 400 Tiere umfasst, mussten wir jedoch eine gute Stunde Fahrt in Kauf nehmen. Das Camp der zuständigen Wildhüter liegt fast 30 Kilometer tief im Schutzgebiet, also im dichten Dschungel.

Auch hierhin begleiteten mich Elisé, der Guide, ein Bantu, und Elité, ein BaAka und Spurenleser. Er würde in den kommenden Tagen mit seiner Machete dafür sorgen, dass ich ohne größere Blessuren durchs Dickicht kam.

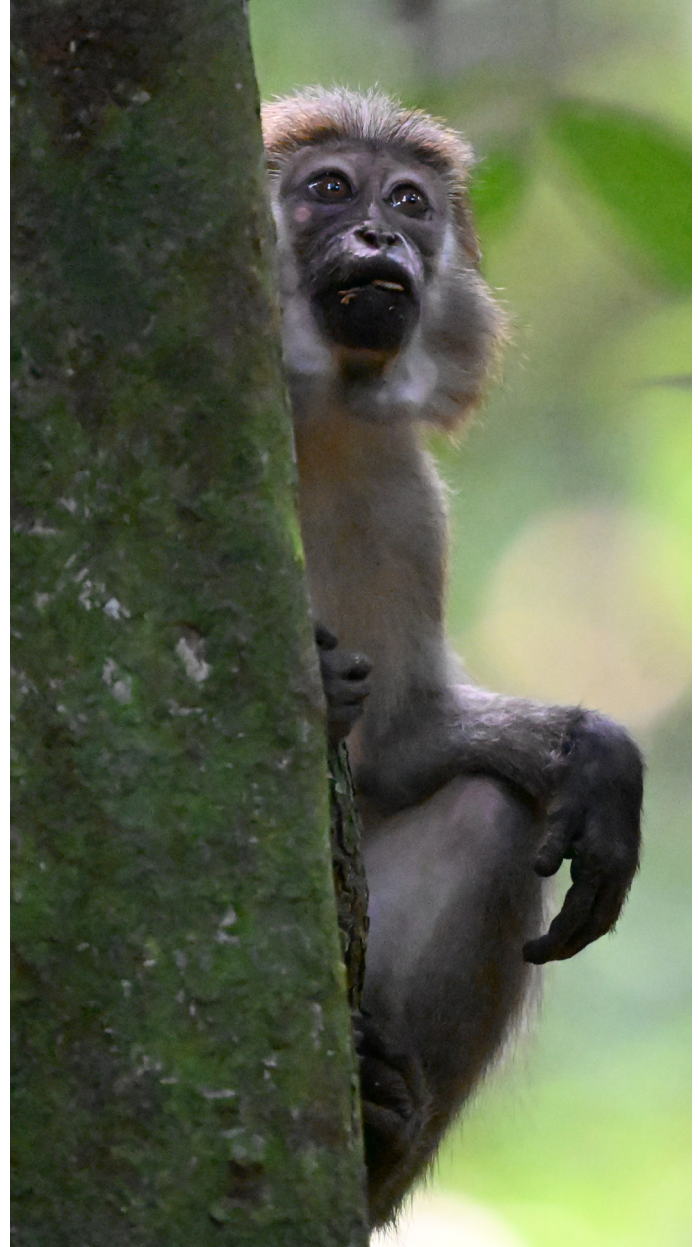
Am Camp Bai Hokou angekommen, wurden wir von den Mitarbeitenden empfangen. Unter anderem von einem europäischen Forscher, der sich sowohl um die Mangaben-Affen als auch um die hiesige Gorilla-Population kümmerte.

Die Ranger hatten bereits im Vorfeld auskundschaftet, wo sich der Affen-Clan befand, und so starteten wir umgehend in den Dschungel. Zunächst folgten wir ausgetretenen Pfaden, die wir jedoch alsbald verließen, um uns dann durch das Unterholz zu schlagen. Von hier dauerte es nicht lange, bis wir auf die ersten der sehr agilen Primaten trafen. Die Gruppe von über 100 Olivemangaben bewegte sich sehr zügig durch den dichten Wald und ließ mir nur wenig Zeit, Fotos zu machen. Wir folgten den artistischen Baumkletterern, soweit es uns möglich war. Sowohl der dichte Bewuchs als auch die topografischen Gegebenheiten stellten nicht nur für mich eine Herausforderung dar. Trotzdem war es ein großartiges Gefühl, zusammen mit den Tieren durch den Wald zu ziehen. Sie akzeptierten uns, obwohl wir nur sehr entfernt mit ihnen verwandt sind, und waren zumeist ohne Scheu. Nach gut einer Stunde ließen wir die Tiere wieder unter ihresgleichen und begaben uns auf den Rückweg ins Camp und dann weiter zur Lodge.



Kim war inzwischen in der Doli-Lodge angekommen und saß vor ihrem Laptop im Restaurant. Nach einer überschwänglichen Begrüßung führten wir ein angenehmes Gespräch. Sie erzählte mir von ihrer Herkunft und davon, dass das Haus ihrer Eltern bei dem riesigen Buschbrand rund um Los Angeles kurz vorher Opfer der Flammen geworden war. Wir tauschten Erfahrungen über diverse Fernreisen aus, und sie empfahl mir, unbedingt das Tonga-Archipel zu besuchen, um dort mit Buckelwalen zu schwimmen. So kommunikativ, wie sie bereits bei den WhatsApp-Nachrichten gewesen war, plauderte sie nun auch in der realen Welt. Das war eine durchaus positive Abwechslung zu den wortkargen Gesprächen mit Pierre.

Da für den nächsten Tag der Besuch der großen Lichtung Dzanga Bai mit einer Übernachtung dort geplant war, packte ich nach dem Dinner das Nötigste in meinen Fotorucksack. Das Zelt würde mir von der Lodge zur Verfügung gestellt werden, hatte mir Nuria im Vorfeld mitgeteilt. So erwarteten mich am Morgen Elisé und Elité mit Zelt, Lunchbox und einer Isomatte an der Rezeption.





Unter Elefanten

Mit dem Toyota ging es denselben Weg in Richtung Urwald. Jedoch bogen wir bereits deutlich früher in Richtung unseres heutigen Ziels ab. Auch hier endete die Fahrt bei einem Camp der Ranger. Von hier aus ging es auf einem gut benutzten Pfad weiter. Elisé hatte mir bereits vor der Abfahrt mitgeteilt, dass wir eine Stunde Fußmarsch vor uns haben. Bereits nach wenigen hundert Metern folgte der Weg einem seichten Fluss, sodass wir unsere Wanderschuhe auszogen und barfuß durch das erfrischende Wasser beziehungsweise den weichen Schlamm am Rande des Gewässers gingen. Nicht nur menschliche Füße hatten ihre Abdrücke im Schlamm hinterlassen, auch die Waldelefanten waren hier offensichtlich durchgezogen. In ihren tiefen Spuren sammelte sich das Flusswasser. Blauschillernde Libellen ließen sich am Rand der kleinen Wasserlöcher nieder.

Obwohl der Weg gut zu laufen war und wir uns nicht durch das Dickicht des Dschungels schlagen mussten, war es für mich schon anstrengend – besonders, da ich nicht gewohnt war, mit schwerem Gepäck zu wandern. Dementsprechend froh war ich, als wir uns endlich der Lichtung näherten. Auf Elités Geheiß gingen wir nun nur noch ganz vorsichtig weiter. In der Ferne konnte ich bereits die ersten Elefanten erspähen, und die Plattform lag direkt vor uns. Das Bauwerk war aus massiven Holzstämmen errichtet und über eine Treppe gut zu besteigen. Durch ein Dach gut vor Regen geschützt, bot sie ausreichend Platz für Besucher und deren Utensilien. An der Brüstung standen Barhocker, die zum Genießen des Naturschauspiels einluden.

Bevor ich jedoch in den Genussmodus wechseln konnte, befreite ich mich zunächst von meinem Gepäck und packte die Kamera aus. So hatte ich es mir nicht erträumen lassen.



Auf der Lichtung, an deren Rand wir uns befanden, waren unzählige Elefanten zu sehen. Angezogen vom mineralienhaltigen Boden, den sie für ihre Ernährung benötigen, versammeln sich die Tiere hier regelmäßig. Die Dzangasgha wird von einem Bach durchzogen, der die verschiedenen Pools mit Wasser füllt. Die Wasserlöcher werden von den Dickhäutern gezielt angelegt, um darin die Erde zu lösen und so einfacher aufnehmen zu können. Sie blubberten mit ihren Rüsseln in der schlammigen Brühe und führten sich dann den vollen Rüssel zum Maul.

Die Zusammensetzung der einzelnen Elefantenherden ließ erkennen, dass es sich um Familien mit Babys, Jungtieren, Müttern, Tanten und Cousins handelte. Die ausgewachsenen Elefantenbullen waren allein unterwegs.

Nachdem ich die ersten Eindrücke auf mich hatte wirken lassen, galt es, mich häuslich einzurichten. Es gab zwei Zelte, eines für mich und ein zweites für Elisé und Elité. Die kleinen Kuppelzelte waren schnell aufgestellt. Fehlendes Montagematerial wurde durch Improvisationstalent ersetzt.



Kurz nachdem die Zelte standen, traf eine Forscherin ein. Nach einer kurzen Begrüßung auf Englisch stellte sich heraus, dass die junge Frau aus der Nähe von Stuttgart stammt. Ivonne Kienast arbeitet an der Cornell University in der Nähe von New York und forscht seit etlichen Jahren im Kongobecken. Aktuell geht es in ihrer Arbeit um die Kommunikation der Waldelefanten. Mit über fünfzig Feldrecordern werden die Töne der Tiere aufgenommen und analysiert. Zu meinem Erstaunen kannte Ivonne fast jeden der anwesenden Elefanten mit Namen und den entsprechenden Familienverhältnissen.

Von der Plattform aus ließen sich in aller Ruhe gute Fotos machen. Noch schöner wurden diese jedoch, wenn man sich unter die Plattform begab. Das war in Begleitung eines Rangers gut möglich. Nur wenn sich eines der Tiere uns näherte, mussten wir über die Treppe wieder nach oben.



Im Laufe des Tages wurden es immer mehr Elefanten. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. In der Spitze hatte ich über 150 Tiere gezählt. Die Jüngsten unter ihnen liebten es, sich im Schlamm zu suhlen, und die Halbstarke übten sich im Zweikampf.

Am Nachmittag tauchten am gegenüberliegenden Waldrand einige Waldbüffel auf. Diese rotbraunen Wiederkäuer waren im Vergleich zu Kaffernbüffeln deutlich kleiner und auch nur in kleinen Gruppen unterwegs. Auffällig waren ihre stark behaarten Ohren, die ihnen ein witziges Aussehen verliehen.

Einige Zeit später betraten Riesenwaldschweine die Lichtung. Dies ist eine schon recht stattliche Version der weltweit verbreiteten Wildschweine. Die kleine Gruppe durchwühlte stoisch den feuchten Boden auf der Suche nach nahrhaften Happen. Dabei ließen sie sich weder von den Elefanten noch von den Büffeln stören. Leider tauchten keine Antilopen auf. Gerne hätte ich Sitatungas oder sogar Bongos gesehen und fotografiert, doch die Natur tat mir diesen Gefallen heute leider nicht.

Zwischendurch gab mir Ivonne einige Informationen zu besonderen Tieren. Sie wies mich auch auf zahlreiche Jungtiere hin, bei denen ein Teil des Schwanzes fehlte. Zwar gab es vereinzelt Fälle, in denen Elefantenbabys mit verkürzten Schwänzen auf die Welt kamen, doch die hier sichtbare Menge an betroffenen Tieren ließ sich so nicht erklären. Die Lösung des Rätsels erbrachte erst eine Beobachtung eines Mitarbeitenden des Forschungsteams. Dieser beobachtete, wie eine Elefantenkuh einem Jungtier gezielt einen Teil des Schwanzes abbiss. Es bestätigte sich in der Folgezeit, dass diese eine Kuh tatsächlich dieses besondere, für die betroffenen Elefanten schmerzhaft und bedauerliche Hobby hat.







Gegen 16:00 Uhr verließ Ivonne uns und machte sich auf den Rückweg ins Camp. Ich leerte zwischenzeitlich meine Lunchbox und genoss die Idylle, mir bewusst, dass ich mich in einem der Länder befand, in denen Bürgerkriege in den letzten Jahren Tausende Menschenleben gekostet hatten. Ein Widerspruch, der kaum krasser hätte sein können.

Die Sonne versank glutrot hinter den Baumwipfeln, und die Nacht schuf eine neue Kulisse. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Anzahl der Waldelefanten wahrscheinlich ihren Höhepunkt erreicht. Es wurde schnell so dunkel, dass Fotografieren nicht mehr möglich war und man die Tiere nur noch schemenhaft erahnen konnte. Auch die Hitze des Tages nahm spürbar ab, und die Elefanten wurden deutlich aktiver. Ein Tröten war von allen Seiten weithin hörbar. Durch die fehlenden optischen Eindrücke kamen die akustischen nun viel stärker zur Geltung. Man hörte das dumpfe Geräusch, wenn zwei Schädel gegeneinander knallten, das unverwechselbare Klacken der Stoßzähne im Zweikampf und das aufgeregte Tröten der Jungtiere, wenn die Mutter nicht sofort zu finden war. All das machte es sehr schwer, einzuschlafen. Hinzu kam, dass die Kombination aus einer Isomatte mit Alubedampfung, einem Schlafsack aus Polyesterstoff und einer leicht abschüssigen Plattform dazu führte, dass ich unentwegt den Gravitationskräften entgegenwirken musste. Irgendwie gelang es mir dann doch irgendwann, für einige Zeit die Augen zuzumachen.



Meine beiden Begleiter hatten zuvor erklärt, dass sie abwechselnd Wache halten würden und ich die Plattform nur zusammen mit einem von ihnen verlassen dürfte. Als ich jedoch in der Nacht austreten musste, war von beiden nur das laute Schnarchen zu vernehmen. Ich ließ sie ihren gerechten Schlaf genießen.



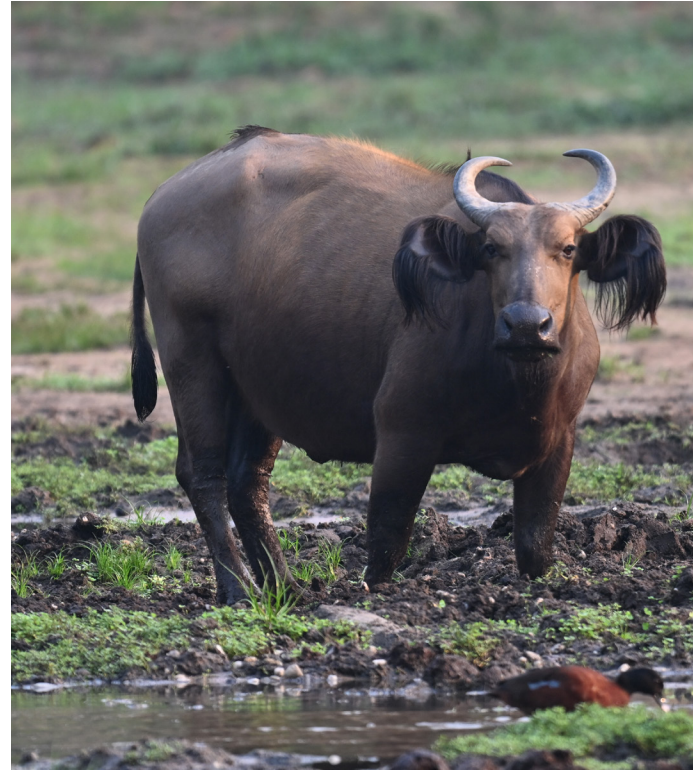
Am nächsten Morgen waren zu meinem Erstaunen nur noch wenige Elefanten auf der Lichtung, nicht mehr als zwanzig. Über Nacht hatten sich weitere Büffel eingefunden. Noch immer waren einige der Riesenwaldschweine am Waldrand im Boden. Reiher, Nilgänse und eine weitere Gänseart fanden die riesigen Pfützen recht attraktiv. Aus den Baumkronen war das Geplapper von Graupapageien zu hören. Von den Abspanndrahtseilen der Plattform starteten Bienenfresser zu ihren Beutezügen und kehrten zumeist mit Beute zurück. Auch an diesem Morgen war von Antilopen nichts zu sehen.

Also wurden die Zelte abgebaut und das Gepäck verstaut. Noch am frühen Vormittag machten wir uns auf den Rückweg. Elité ging mit seiner Machete bewaffnet vor, Elisé und ich folgten ihm mit etwas Abstand. Plötzlich hielt der Spurensucher an und gab uns Zeichen zum Rückzug. Mit schnellen Schritten begaben wir uns wieder in Richtung der Plattform. Es dauerte eine ganze Weile, bis Elité uns wieder zu sich rief. Natürlich war uns sehr schnell der Grund für seine Aufregung bewusst. Gerade auf unserem Weg war einer der Waldelefanten unterwegs. Eine direkte Konfrontation mussten wir daher zügig vermeiden.



Gerade die Elefantenmütter sind für ihr aggressives Verhalten bekannt und gehen im Gegensatz zu Savannenelefanten ohne Vorwarnung direkt zum Angriff über, erklärte mir Elité.

Am Camp erwartete uns bereits der Fahrer und brachte uns rechtzeitig zum Mittagessen in die Lodge zurück. Am Nachmittag hatte ich mir vorgenommen, den Friseur in der Nähe der Markthalle aufzusuchen – mein Bart musste gestutzt werden.



Zügig machte ich mich auf den Weg ins Dorf. Inzwischen kannte ich die wenigen Straßen und Pfade dort. Der Friseursalon lag gegenüber der Markthalle und war daher schnell zu finden. Der Barbier war zwar recht verwundert, als ich eintrat, aber ohne viele Worte zu wechseln, begann er mit seiner Arbeit. Ruckzuck war der Bart ab, und die Gesichtshaut wurde mit irgendeinem Wasserchen beruhigt.

Ich nutzte die Nähe zur Markthalle für einen Bummel durch die engen Gänge und ließ die Bilder und Gerüche auf mich wirken. Mit den dort angebotenen, ausgeweideten Duiker-Antilopen hatte ich kaum Berührungängste,



doch der Anblick von geräucherten Affen löste in mir Abscheu aus. Die Ähnlichkeit mit Kinderarmen und -händen war so frappierend, dass mich diese Bilder noch lange begleiteten. Die Verkäuferinnen ließen sich ungern mit ihrem Warenangebot ablichten. Eine fürstliche Zuwendung löste dieses Hemmnis jedoch recht schnell. Wahrscheinlich hätte ich für diesen Betrag alle Affenteile erwerben können.



Natürlich ist das für die Menschen hier eine der wenigen Möglichkeiten, an tierisches Protein zu gelangen. Zwar gab es im Dorf Hühner, Gänse, Ziegen und einige Schweine, doch der Großteil der Ernährung bestand aus gegorenem Saft, der aus Palmen gewonnen wird. Er wird Local Beer oder Palmwine genannt. Ich wurde zu so einer Runde hinzugefügt. Der Wortführer der Runde, der sehr gut Englisch sprach, bot mir dieses Getränk aus einer abgeschnittenen PET-Flasche an. Zögerlich nahm ich das Angebot an und nippte an dem Wein, der mir kredenzt wurde. Er war

erstaunlich süß und hatte nur einen schwachen Alkoholgeschmack, aber trotzdem war er nichts für mich, zumal ich meinen Verdauungstrakt nicht damit überfordern wollte. Nun erfuhr ich, dass mein Gastgeber angeblich einige Zeit in New York gelebt hatte. Das Gespräch war amüsant, zumal er mich und die anderen Anwesenden mit weiteren Räubergeschichten unterhielt. Ob die Inhalte frei erfunden waren oder unter dem Einfluss von Palmwein, der in der hiesigen Sprache eigentlich Molenge genannt wird, ausgeschmückt wurden, bleibt sein Geheimnis.

Das, was am Vortag im Dorf wohl als beschwingendes Getränk verzehrt wurde, musste natürlich auch wieder besorgt werden. Schon in den letzten Tagen hatte ich auf dem Fluss vor der Lodge zahlreiche Kanus, beladen mit gelben Kanistern, beobachtet. Heute wollte ich erfahren, was dort transportiert wurde und woher die Flüssigkeit stammte. Früh morgens ging es mit einer Piroge dorthin, wo der Palmwein gewonnen wurde. Nicht weit flussaufwärts bogen wir in einen Seitenarm des Sangha-Flusses ein. Am Rande des Gewässers lauerten einige Eisvögel auf Ästen und im Schilf auf Beute, flogen los, tauchten im Sturzflug ins Wasser ein und kehrten Sekunden später mit einem Fisch im Schnabel zu ihrem Ansitz zurück. Das waren wunderbare Fotomotive, aber ich befürchtete, dass ich mit jeder Bewegung den Einbaum zum Kentern bringen würde. Nur mit einigem Geschick erhaschte ich ein paar unverwackelte Fotos.

Nach einer Viertelstunde erreichten wir die „Winzerei“. Hier erhielten wir Einblick in die Entstehung des Weins. Aus speziellen Raphia-Palmen wird mittels Schläuche der Saft abgezapft und in den gelben Kanistern aufgefangen. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass dieser Saft zwei Tage in den Behältern gären muss, um dann ohne weitere Verarbeitung getrunken zu werden. Mit dieser Erkenntnis im Gepäck ging es zurück zur Lodge.





Unter Pygmäen

Der Plan sah vor, dass ich die nächste Nacht zusammen mit einigen Pygmäen im Dschungel verbringen würde. Diese Exkursion galt es nun entsprechend vorzubereiten. Dazu besorgte ich mit Elisé einige unentbehrliche Utensilien. In einem Laden in der Nähe der Markthalle kauften wir einen Sack Reis, einige Flaschen Palmöl, einen kleinen Beutel Salz und ein paar Zigaretten. Diese wurden hier einzeln und nicht in Packungen angeboten.

Ausgestattet mit diesen Vorräten fuhren wir in den Vorort Yandoumbe, in dem überwiegend BaAka leben. Elisé organisierte umgehend, wer mit uns in den Urwald fahren durfte. Wie auch immer der Nebenverdienst für die Teilnehmer aussieht, der Andrang war beträchtlich. Unklar blieb für mich, nach welchem Schema die Auswahl getroffen wurde.



Nach und nach bestiegen Männer, Frauen und etliche Kinder die Ladefläche des Toyotas. Letztlich kam auch noch ein Hund mit. Neben den rund zwanzig Personen wur-

den noch Körbe, Netze und einiges mehr geladen. Kaum waren wir gestartet, wurde ein Rhythmus auf dem Auto-dach getrommelt, und alle begannen fröhlich zu singen. So erreichten wir nach einiger Zeit das Ende der Autofahrt. Wir hatten noch nicht richtig gehalten, da sprangen alle vom Wagen, schnappten sich die Körbe und im Nu ging es zu Fuß weiter in den dichten, grünen Wald. Zügig, sehr zügig, ging es vorwärts. Nach einiger Zeit erreichten die BaAkas in Flipflops oder gar barfuß einen Platz, um den bereits einige der typischen Blätterhütten standen. Aufgrund der Trockenzeit war deren regenabweisendes Blattwerk verdorrt und braun. Für uns wurde mithilfe eines zum Feger umgewandelten Astes eine kleine Fläche vom Laub befreit. Hier konnten wir unsere beiden Zelte aufbauen.





Während die BaAkas ihre Unterkünfte herrichteten und Vorbereitungen für das Abendessen trafen – Holz musste gesammelt und die Küchenutensilien bereitgestellt werden –, wurde unentwegt gesungen und getanzt. Für mich, dem der Weg hierher bereits beschwerlich gewesen war, war das unbegreiflich.



Genauso froh gelaunt ging es nun auf die Jagd nach dem, was der Dschungel zu bieten hat. Im Wesentlichen sind das der kleine Blauducker, der etwas größere Rotducker, der ein wenig an unsere Rehe erinnert, und eben auch Stachelschweine. Für die Treibjagd wurden Netze rund um ein Dickicht gespannt. Dann ging man mit viel Lärm in das Gebüsch. Bevor die Jagd jedoch begann, wurden in einer Zeremonie die Waldgeister oder Waldgötter besänftigt. Mehrere Versuche blieben erfolglos. Angeblich wäre ein Blauducker entkommen, aber davon habe ich nichts gesehen.



Nach der erfolglosen Jagd erhielt ich noch eine Lektion in Urwaldmedizin. Gegen alle möglichen Krankheiten gab es hier Blätter, Rinden und Wurzeln, die man entweder direkt verzehren oder für Aufgüsse verwenden konnte. Zeitgleich sammelten die Frauen einige Blätter für das Abendessen. Welche der fast gleich aussehenden Blätter nun Medizin, Gift oder die Grundlage für einen Salat oder etwas Ähnliches wie Spinat waren, konnte ich bei bestem Willen nicht unterscheiden. Aber ich konnte zur Freude



der Pygmäenfrauen, auf deren Anweisung hin, Blätter pflücken, die für sie nicht erreichbar waren. Hier wurde mir auch demonstriert, wie man im Dschungel an sauberes, erfrischendes Wasser kommt. Dazu wurde eine Liane mit der Machete durchgeschlagen. An der Schnittstelle trat umgehend das ersehnte Nass in einem erstaunlichen Strahl aus.

Zurück bei den Zelten wurde umgehend mit der Essenszubereitung begonnen. Fast alle, die eine Machete besaßen, begannen, die „Spinatblätter“ in dünne Streifen zu schneiden. An mehreren Stellen wurden Lagerfeuer entfacht und Wasser gekocht. Der Reis aus dem mitgebrachten Sack wurde in Rationen an die einzelnen Familien verteilt.



Mit von der Partie war ein älterer Mann, der von Anfang an die Anweisungen zu den Aktivitäten gegeben hatte und von Elisé zur Begrüßung drei Zigaretten erhalten hatte. Nun stellte sich heraus, dass er auch der maßgebliche Musiker der Gruppe war. Während zuvor die Kinder mit der mitgebrachten Urwaldharfe gespielt hatten, nahm



nun Mokuté das Instrument zur Hand. Weitere Männer trommelten auf leeren Kanistern oder auf ihren Macheten. Frauen, Männer und Kinder tanzten und sangen dazu. Die Aller kleinsten waren auf den Rücken ihrer Mütter geschnallt und erhielten so von Geburt an ein Gefühl für die afrikanischen Rhythmen.



Bereits vor der Abfahrt wurde mir erlaubt, jederzeit zu fotografieren, sodass an diesem Tag, diesem Abend und bis in die Nacht hinein einige eindrucksvolle Porträts entstanden.

Der Höhepunkt des Abends war der Auftritt eines Blättertiers. Mokuté, der inzwischen mit Blättern an Kopf und Hüfte geschmückt war, entfernte sich musizierend von der Gruppe und kam dann, gefolgt von einem „Blätterwe-

sen“, zurück. Dieses mystische Fabelwesen bestand offensichtlich aus einem der Pygmäen, der unter dem Gewicht der zahlreichen Äste, die er trug, kaum noch zu erkennen war. Es bewegte sich auf allen Vieren und machte dazu immer wieder quiekende Geräusche. Mokuté interagierte verbal und mit Gesten mit dem Wesen. Nachdem die beiden unser Camp erreicht hatten, beteiligten sich auch die anderen BaAkas an dem Tanz mit dem Fabelwesen. Die gesamte Vorstellung dauerte fast eine halbe Stunde.



Nachdem das Fabelwesen wieder im Dschungel verschwunden war, wurde weiter getanzt und gesungen. Die sich immer wiederholenden Tonfolgen und der durchgängige Rhythmus ergriffen auch mich. Nach einiger Zeit fühlte ich mich wie in Trance. Auch als Elisé mir gegen 22 Uhr mitteilte, dass es Zeit zum Schlafengehen wäre, und ich in mein Zelt verschwand, ging die Party draußen noch weiter. Beschallt von dieser monotonen Musik schlief ich alsbald ein und hatte bemerkenswerte Träume, die mich bis weit in meine Kindheit zurückführten.

Schon vor Sonnenaufgang, gegen 5 Uhr, wurde ich dann vom Gesang der BaAkas geweckt. Als ich aus dem Zelt blickte, sah ich, dass auch die ersten Pygmäen zu tanzen begonnen hatten. Woher diese kleinen Menschen all die Energie hernahmen, ist mir bis heute ein Rätsel.

Im Morgengrauen startete ein weiterer Jagdversuch, der aber wieder erfolglos blieb. Ein Großteil des mitgebrachten Reises war noch im Sack und wurde nun unter den Pygmäen aufgeteilt. Das war sicher einer der Motivationsgründe für deren Teilnahme an der Exkursion.









vergangenen Nacht und das intensive Erleben der lebensfrohen BaAkas beschäftigten mich noch lange. Ein letztes Mal besuchte ich das Dorf, bevor mein letztes Abendessen in dieser bezaubernden Region Afrikas auf mich wartete.

Am Morgen lag ein mystischer Nebel über dem Sangha-Fluss. Noch vor Sonnenaufgang servierte mir Gideon das Frühstück, denn wir wollten ja möglichst früh die Rückfahrt mit dem Schnellboot antreten. Schon bald fuhren wir mit dem Aluboot durch den wabernden Nebel; Einheimische in ihren Einbäumen bildeten dabei eine wunderbare Kulisse. Mit an Bord war eine junge Medizinstudentin aus Ruanda. Sie arbeitete im Hospital von Bayanga. Aufgrund ihres zeitlich begrenzten Visums musste sie heute das Land verlassen, um am nächsten Tag mit einem neuen

Visum wieder einreisen zu können. Sie fuhr mit mir bis Libongo, musste wie ich alle Grenzformalitäten über sich ergehen lassen, um dann am nächsten Tag ihren humanitären Einsatz fortsetzen zu können.

Von Kim, die ich in den vergangenen Tagen immer nur kurz im Restaurant getroffen hatte, erfuhr ich, dass sie zur Einholung eines Visums für die Republik Kongo in die Hauptstadt Bangui geflogen war. Von dort aus ging es zurück zur Doli-Lodge und per Boot weiter nach Quéso im Kongo. Von dort aus ging es wohl abenteuerlich weiter per Taxi und Boot zu einem Camp namens Imbalanga, wo sie die Glückliche auf zehn Gorillas auf einer Lichtung traf. Leider brach danach der Kontakt zwischen uns ab.





Zurück in Kamerun

Für mich ging die Reise nach den erneuten Formalitäten an der kamerunischen Grenze weiter – der Beamte war gerade zum Frühstück verschwunden. Pierre hatte zwischenzeitlich einige Freunde in Libongo gefunden. Zügig machten wir uns auf den Weg in Richtung Bertoua. Es war zwar ambitioniert, den Weg an einem Tag zu bewältigen, aber wir hatten ja bereits auf der Fahrt in den Lobéké-Nationalpark eine ähnliche Strecke innerhalb eines Tages zurückgelegt. Wichtig war, dass der Tank noch zu über 50 % gefüllt war. Pierre hatte es jedoch nicht besonders eilig und fuhr nur sehr verhalten los. Der Grund dafür tauchte etwas später in Form eines Mopedfahrers auf. Pierre hielt an, und irgendwelche Pillen wechselten vom Moped zu meinem Fahrer. Auf meine kritischen Blicke erhielt ich die unglaubliche Antwort, es sei Medizin für den Bauch. Ich bohrte nicht weiter nach.



Über Dschungelpisten, vorbei an unzähligen Lastwagen mit Tropenholz und einigen Viehherden, kamen wir gut voran. In Yokadouma erreichten wir erleichtert die Tankstelle, und auch bis Bertoua gab es nichts Bemerkenswertes zu erleben. Auf der Hinreise hatte ich bereits im Hotel Manza ein Zimmer für den heutigen Tag reservieren lassen, diesmal aber ausdrücklich mit einer funktionierenden Klimaanlage. Noch erfrischender war jedoch das Bad im Pool. Das war eine intensive Wohltat nach der langen Zeit auf staubigen Urwaldpisten.

Die nächste Strecke war zwar ebenfalls sehr lang, aber wir konnten sie ausschließlich auf asphaltierten Fernstraßen zurücklegen. Nach dem Frühstück, welches diesmal funktionierte, ging die Reise über Yaoundé nach Edea weiter. Genau die Strecke, die auch das tropische Holz zum Hafen in Douala zurücklegen muss. Pierre hatte über Nacht wieder einige Deals gemacht, sodass sich nun eine Monatsration Bananen für eine afrikanische Großfamilie auf der Ladefläche befand. Die seien hier günstiger, und er würde sie dann zu Hause abliefern.

Mit einem gut gelaunten Fahrer, der inzwischen die Geschwindigkeitsbeschränkungen lockerer sah, legte der Toyota Kilometer um Kilometer zurück. Natürlich passierten wir auf den gut 500 Kilometern einige schwere Unfälle, bei denen zumeist die überladenen Schwertransporter beteiligt waren. Zu keiner Zeit sahen wir Rettungskräfte oder Krankenwagen. Wie die betroffenen Fernfahrer oder andere Verletzte in Kamerun versorgt werden, blieb mir bis zum Ende der Reise ein Rätsel. Auch Pierre antwortete auf meine Fragen dazu nur mit Schulterzucken.





Noch bevor wir die Vororte von Yaoundé erreichten, verließ Pierre die Fernstraße. Ohne dass ich eine Frage stellen musste, erklärte er mir: „Visite Papa.“ Endlich konnte er mir einen Teil seiner Familie vorstellen. Er hatte mich im Vorfeld wohl nicht gefragt, da er annahm, dass ich aus Zeitgründen den Besuch ablehnen würde. Womöglich hatte er damit Recht. Trotzdem war es sehr nett von ihm, mich tatsächlich dorthin zu führen, wo er aufgewachsen war. Der Vater saß vor dem Haus in einem Stuhl. Seine Füße waren von einer Krankheit gezeichnet, sodass er wohl bereits seit Jahren kaum noch laufen konnte. Kurz darauf erschien auch die Schwester, die sich nach westlichen Schönheitsidealen zurechtgemacht hatte. Mit Pierres Vater unterhielt ich mich recht gut auf Englisch und bestärkte ihn darin, dass er einen wirklich guten Jungen aufgezogen hätte.



Nun ging es weiter, denn es wurde Zeit, die Bananenladung in Yaoundé abzuliefern. Schon bald wurde der Verkehr deutlich dichter und wir konnten nur mit waghalsigen Manövern noch zügig vorankommen. Die Straße, die zum Haus von Pierre und seiner Familie führte, war spannend. Sie war lehmig, steil und voller tiefer Spurrinnen, die einen Berg hinaufführten und auch wieder hinab. Dabei bereitete mir das Hinabfahren mehr Sorgen. Am Haus, das nur über eine steile Treppe erreichbar war, erwartete uns bereits Pierres Frau. Es war, das darf ich hier kurz erwähnen, keine herzliche Begrüßung zwischen den beiden. Nach klaren Anweisungen bugsierte Pierre das schwere Bananenbündel die Treppe hinab. Die anschließende Verabschiedung erfolgte in ähnlicher Form. Etwas irritiert hatte ich gar nicht versucht, mit der Frau ins Gespräch zu kommen, sondern sie lediglich mit den üblichen Floskeln auf Französisch begrüßt.





Wir mussten Yaoundé komplett von Osten nach Westen durchqueren und auch noch einmal zur Sicherheit den Tank des Toyotas auffüllen. Die hiesige Total-Station kannte mein Fahrer immerhin, sodass der Wagen Sprit bekam und ich einen Snickers-Schokoriegel und eine Tüte Erdnüsse erhielt.

Diese hier erworbenen Reserven sollten uns locker bis ins 170 Kilometer entfernte Edea bringen. Die Strecke war überwiegend sehr gut ausgebaut und teilweise mit modernen Mautstationen mit digitalen Lesesystemen und Kartenzahlungsmöglichkeit versehen. Keine dieser Stationen war jedoch in Betrieb. So wurden weiterhin Bündel von Scheinen händisch auf der Straße eingesammelt. Dort waren dann auch unzählige Straßenhändler unterwegs. Sie boten selbst hergestellte Getränke in alten PET-Flaschen, Gegartes oder diverse Früchte an. Pierre ließ sich irgendwelche Nüsse geben, doch mein Versuch, eine oder zwei Bananen zu erwerben, scheiterte kläglich. Ich wollte partout keine 20 Kilo Bananen, und das war niemandem beizubringen. Die Nüsse, von denen Pierre schwärmte, waren fürchterlich bitter, sodass ich bei meinen Erdnüssen von der Tankstelle blieb.

Im Internet hatte ich mir bereits ein passables Hotel in Edea ausgesucht. Das Micotel am Stadtrand war auch schnell gefunden, aber leider nicht mehr in Betrieb. Pierre kannte sich jedoch aus und brachte mich zu einer Absteige in der Stadtmitte. Mangels Alternative nahm ich mir tatsächlich wieder ein Zimmer ohne Ausstattung. Das bedeutete: kein fließendes Wasser, keine funktionierende Klimaanlage und auch kein Frühstück. Bezahlen mit Karte war natürlich auch nicht möglich, und WLAN gab es auch nicht.

In Edea gab es keinen Geldautomaten und auch keine Wechselstube. Ich erfuhr jedoch, dass die ortsansässige Total-Tankstelle 200 Euro in einem Bündel XAF akzeptierte. Was ich nicht beachtete, war die Tatsache, dass zwei der 10.000-Franc-Scheine leicht eingerissen waren. Diese im Laufe der Reise loszuwerden, sollte sich noch als schwierig herausstellen.





Eigentlich gab es in Edea nur eine einzige Sehenswürdigkeit: die Ponte Allemand. Eine Eisenbahnbrücke aus der deutschen Kolonialzeit. Die stählerne Fachwerkbogenbrücke überspannt auf einer Länge von 160 Metern den Fluss Sanaga. Sie wurde 1911 erbaut und diente ursprünglich als Eisenbahn- und Straßenbrücke. Inzwischen wird sie jedoch hauptsächlich von Fußgängern sowie Fahrrad- und Mopedfahrern genutzt. Entsprechend führte mich mein Spaziergang entlang der Hauptstraße von der Tankstelle zur erwähnten Brücke. In Edea sollte man sich nicht auf Google Maps oder andere Navigationshilfen verlassen. Wenn ich mich darauf verlassen hätte, hätte ich das ersehnte Objekt sicher nie gefunden.



Bereits aus der Entfernung konnte ich die Bögen der Brücke erkennen und machte einige Fotos von dem Bauwerk. Direkt vor der Brücke wurde ich von zwei in Kampfanzügen gekleideten und schwer bewaffneten Ordnungskräften angehalten. Sie wiesen mich darauf hin, dass das Fotografieren der Brücke verboten sei. Eine Sondererlaubnis könne ich am Folgetag bei der zuständigen Behörde erwerben. Ich entgegnete, dass ich am Folgetag nicht mehr hier sei und es sich ja um ein kulturhistorisches Denkmal und wahrlich um kein aktuelles strategisches Ziel handle. Das half alles nichts, Fotografieren war und ist verboten.

Ich ging über die Brücke auf die gegenüberliegende Flussseite und machte dann doch noch einige Fotos. Der Holzschuppen, in dem die Polizisten Wache hielten, war dabei kaum noch zu sehen. Als ich zurückkam, wurde ich jedoch erneut angehalten und mit dem Vorwurf konfrontiert, ich hätte trotz der vorherigen Ermahnung fotografiert. Man forderte unmissverständlich die Herausgabe meiner Kamera. Ich konnte zumindest erreichen, dass sie mir lediglich die Speicherkarte abnahmen. Es entwickelte sich noch eine lange Debatte, in der ich vielemals und inständig um Verzeihung bat. Nach 20 Minuten erhielt ich schließlich meine Speicherkarte zurück und durfte mit demütiger Haltung gehen.



Überrascht hat mich dann die Ausschilderung eines Radwegs entlang der Fernstraße. Aber wie sollte es anders sein: Der klar abgetrennte Radweg wurde ausschließlich zum Parken von Autos oder als Erweiterung einer Kneipe genutzt. Unter den Falschparkern erblickte ich auch einige in Deutschland zugelassene Fahrzeuge, darunter ein BMW und ein Mitsubishi mit einem Bayern-München-Aufkleber auf der Heckscheibe sowie ein Zafira mit grüner Plakette.

Zurück am Hotel war es Zeit, sich nach einem akzeptablen Restaurant umzuschauen. Es gab einige Lokaltäten in der Nachbarschaft, die jedoch wenig einladend waren und mit Afropop in ohrenbetäubender Lautstärke für sich warben. Auf diesem Weg wurde ich nicht fündig. Ein paar Jugendliche beglückte ich damit, dass ich sie fotografierte und ihnen später das Foto per WhatsApp schickte. Schließlich bemühte ich das Internet mit der Restaurantsuche und entdeckte die Hosteleria Sananga.



Per Mototaxi ging es dann über die neue Brücke Sananga, die in direkter Nachbarschaft zur Ponte Allemand gebaut wurde und nun unter anderem dem Fernverkehr dient. Am Restaurant angekommen, musste ich 500 XAF bezahlen. Wie ich später bei der Rückfahrt erfuhr, als nur 200 XAF aufgerufen wurden, war das eine Abzocke. Das Hotel mit Restaurant lag direkt am Fluss und bot einen Ausblick auf die historische Brücke, die nicht fotografiert werden durfte. Hungrig entschied ich mich für eine banale, nicht afrikanische Pizza.

Ohne eine ordentliche Morgentoilette ging es dann am nächsten Morgen weiter nach Campo. Die Strecke bis zum in Kamerun beliebten Urlaubsort Kribi und noch etwas weiter war in einem guten Zustand. Der Verkehr wurde weiterhin von Lastwagen dominiert. Entlang der gesamten Strecke gab es kleine Ortschaften, aber auch ab und an Gewerbeansiedlungen.



Die direkt am Atlantik gelegene Stadt Kribi war überraschend sauber. Ähnlich wie in Bertoua gab es hier eine von der Kommune organisierte Müllabfuhr – eine absolute Ausnahme in Zentralafrika. Bis hierher war mein Fahrer in seiner Vergangenheit auch schon gekommen, erzählte er mir stolz. Er habe hier einen guten Job gehabt. Was er damals dort gemacht hätte, konnte er mir jedoch nicht sagen.

Wir fuhren an Stränden, Fischerbooten und dem ansehnlichen Hotel Copacabana vorbei. Das merkte ich mir für die Rückfahrt vor. In der Absteige in Edea wollte ich ganz sicher keine zweite Nacht verbringen. Hinter Kribi gab es noch zahlreiche Strände, die wohl überwiegend von einheimischen Touristen genutzt wurden. Zu diesem Zeitpunkt waren die dort aufgebauten Verkaufsstände jedoch allesamt verwaist.



Als die Straße in eine Urwaldpiste überging, erreichten wir einen neu errichteten Tiefseehafen. Ein Projekt, das zur neuen Seidenstraßen-Offensive der Chinesen gezählt wird. Da er abseits jeglicher Infrastruktur erbaut wurde, wird der Hafen bis dato nur wenig genutzt. Als wir vorbeikamen, waren nur wenige Fahrzeuge zwischen den zahlreichen Lagerhallen auszumachen, und die sieben riesigen Kräne am Kai standen still.



Wie schwierig die Piste ab hier werden würde, damit hatte Pierre absolut nicht gerechnet. Im Vergleich zu den von den Holzkonzernen regelmäßig gewarteten Pisten wurde hier wohl kein Aufwand zum Erhalt der Strecke aufgewandt. Trotz der mangelhaften verkehrlichen Anbindung kamen wir an einigen Villen mit Meerblick vorbei. Diese waren jeweils mit gleichmäßig gemähtem Rasen ausgestattet und mit Zäunen umgeben, die sehr martialisch wirkten. Diese Gebäude standen in völliger Diskrepanz zu den einfachen Hütten, die wir ansonsten antrafen.

Die zahllosen tiefen Schlaglöcher, die vom Regen ausgewaschenen Fahrspuren und einige sehr abenteuerliche Brücken verlangten Pierre einiges an Fahrgeschick ab. Am Pistenrand lagen zurückgelassene Fahrzeuge, die bereits

von der wild wuchernden Natur eingenommen wurden. Selten begegneten wir anderen Menschen. Ein Mann schob sein Moped, ein anderer saß am Rand einer Brücke und angelte, weitab von jeglicher Siedlung.

Als sich plötzlich der sonst dichte Wald auftat, waren wir sehr verwundert. Eine riesige Fläche, soweit das Auge reichte, war hier vor Kurzem gerodet worden. Der Kahlschlag war laut einem Schild für den Bau einer neuen Fernstraße erfolgt. Die Eingriffe in die Natur waren im Osten des Landes bereits gravierend, doch was wir hier erblickten, hatte eine ganz andere Qualität. Hier wurde nicht nachhaltig Holz geerntet, sondern einfach wahllos gefällt.



In den nächsten drei Stunden legten wir nur gut 50 Kilometer zurück. Dann endlich erreichten wir Campo. Noch vor dem Ortseingang war die Straße mittels einer Schranke versperrt. Zwar hatten wir in den letzten Tagen bereits zahlreiche Straßensperren und Kontrollpunkte passiert, doch hier wurden wir besonders genau unter die Lupe genommen. Ich vermute, dass dies mit der unmittelbaren Nähe zur Landesgrenze zusammenhing. Nachdem wir alle erforderlichen Papiere vorgelegt und inspizieren lassen hatten, öffnete sich die Schranke für uns.

Ich hatte mit dem Ranger ausgemacht, dass ich mich mit ihm im Hotel „Chez Thierry“ treffen würde. Obwohl Campo nur ein kleiner Ort ist, dauerte es eine ganze Weile, bis wir das richtige Gebäude gefunden hatten. Es stand zwar „Auberge“ angeschrieben, von „Chez Thierry“ jedoch keine Silbe.



Nachdem wir eingetreten waren, empfing uns eine kräftige Rezeptionistin mit kritischem Blick. Sie bot uns einen Platz an und informierte meine Kontaktperson Xavier Edouma darüber, dass wir angekommen waren. Kurz darauf erschien der Ranger. An seiner Uniform von Eaux et Forêts, dem nationalen Ministerium für Wasser- und Forstwirtschaft, war er deutlich zu erkennen. Warum das Logo dieses Ministeriums ein Posthorn ist, hatte ich mich bereits im Lobéké-Nationalpark gefragt. Xavier hatte auch den Tracker André mitgebracht, der mich in den nächsten Tagen begleiten sollte.

Nach einer innigen Begrüßung gab mir Xavier wichtige Hinweise, wie ich die Preisverhandlungen mit dem Präsidenten angehen sollte. Bei dem sogenannten Präsidenten handelte es sich um den Leiter der WWF-Gruppe in der Region. Diesen lernte ich kurz darauf kennen. Nun began-

nen die Preisverhandlungen für den nicht ganz offiziellen Besuch im Nationalpark. Martin, so sein Name, forderte zunächst 100.000 XAF, also über 280 Euro, doch nach zwei Verhandlungsrunden einigten wir uns auf 60.000 XAF, was dem von Xavier vorgegebenen Verhandlungsziel entsprach. Nachdem wir uns handelseinig geworden waren, wurde vereinbart, dass es am nächsten Morgen am Hafen losgehen sollte.

Nun bezog ich mein Zimmer im Untergeschoss der Herberge. Es gab sogar eine fest installierte Klimaanlage, einen Standventilator und eine Steckdose. Gegen einen kleinen Aufpreis konnte man ein Verlängerungskabel erhalten, das notwendig war, um die Klimaanlage mit der Steckdose zu verbinden. Ansonsten blieb nur der Ventilator. Ich entschied mich für die Luxusvariante. Während ich mein Zimmer bezog, wurde noch schnell ein Eckventil gewechselt, sodass ich auch über fließendes Wasser verfügte. Schon jetzt hatte ich die ersten Besucher in meiner Unterkunft: Eine Eidechse war auf Nahrungssuche und folgte einem tiefschwarzen Nashornkäfer, der deutlich größer war als sie. An Geckos war ich allerdings schon gewöhnt.





Den restlichen Nachmittag nutzte ich für eine Wanderung durchs Dorf. Zu dieser Zeit hatten die Kinder Schulaus. In ihren adretten Schuluniformen bevölkerten sie die Straßen. Ein Baum mit reifen Früchten, die an Pflaumen erinnerten, lockte einige der Schülerinnen an. Mit einigen Tricks konnte man dieses Obst ernten und umgehend verzehren.



Auf diesem Rundgang entdeckte ich auch das einzige Restaurant in Campo. Zurück im recht trostlosen Hotelzimmer machte sich bei mir etwas Heimweh bemerkbar. Also begann ich, das Duffel Bag vorzupacken. Viel Kleidung würde ich in den letzten Tagen nicht mehr benötigen. Noch einmal musste ich mich aufraffen und zum vereinbarten Dinner ins Restaurant gehen. Dort warteten bereits Xavier und André auf mich.

Auf einer Tafel war die Speisekarte mit Kreide angeschrieben. Diese folgte einem einfachen Schema. Grundlage fast aller Gerichte war ein oder mehrere Eier, die auf Wunsch mit Spaghetti oder Ölsardinen ergänzt wurden. Die Liste startete mit einem Omelett mit einem Ei, dann mit zwei Eiern und so weiter. An vierter Stelle stand ein Ei mit Spaghetti, dann zwei Eier mit Spaghetti und so weiter. Als Beilagen standen Weißbrot, Pommes Frites oder fritierte Kochbananen zur Auswahl.

An mehreren Stellen im Ort waren mir Werbeplakate aufgefallen. Hier im Restaurant hatte ich nun die Gelegenheit, mich mit deren Inhalt intensiver zu beschäftigen. Es handelte sich um eine Aktion der Gesundheitsbehörde. Auf den Aushängen wurde der Besuch eines Augenarztes in der Region bekannt gegeben. Das Angebot umfasste unter anderem kostenloses Blutdruckmessen, eine medizinische Beratung für umgerechnet 1,40 €, Lesebrillen ab 4 € und andere Brillen zu sozialen Preisen – was auch immer das hier in Kamerun bedeutet. Eine Woche lang würde das medizinische Team bei Carrefour Thierry gastieren, also in der Nähe der Kreuzung vor Thierrys Hotel.



Im Hotel gab es neben mir noch zwei Männer in einem Zimmer über dem Hof. Von ihrem Äußeren her passten sie nicht in diesen Ort. Mit ihren Anzügen und Goldketten machten sie auf mich einen zwielichtigen Eindruck. Sie waren permanent mit ihren Mobiltelefonen beschäftigt und außer einem „Hello“ fand zwischen uns kein Austausch statt. Meiner Bitte, ihre lauten Telefonate zu später Stunde in ihr Zimmer zu verlegen, kamen sie rücksichtsvoll nach. Waren es Drogen- oder Goldhändler oder Missionare einer obskuren Sekte? Mit dieser Frage beschäftigte ich mich, bis ich, begleitet vom Brummen der Klimaanlage, fest einschlief.

Auf der Suche nach den Gorillas

Am nächsten Morgen waren meine Zimmernachbarn bereits am Telefonieren, weshalb ich mich zügig zum Frühstück im Restaurant des Ortes machte. Diesmal war ich allein. Die Speisekarte kannte ich bereits, sodass die Auswahl nicht allzu schwer fiel. Pierre, so hatten wir es besprochen, wartete im Toyota ganz in der Nähe. Zusammen mit André, der inzwischen auch erschienen war, fuhr wir bis zum Fluss Ntem, der gleichzeitig die Grenze zu Äquatorialguinea darstellt.



Einen offiziellen Grenzverkehr zu dem abgeschotteten Staat gibt es hier nicht. Die seit der Unabhängigkeit von Portugal regierende Familie und ihre Mandarinen haben sich mit dem Export von Erdöl, Gas und Tropenholz ein Vermögen angeeignet, während die übrige Bevölkerung mit zwei Dollar pro Tag auskommen muss. Vorwiegend sind es die Chinesen, die in dem Land investieren und sich dafür Bodenschätze sichern.

Von hier aus sollte die Bootsfahrt zur unbewohnten Insel Dipikar starten. Sie ist Teil des Schutzgebietes Campo Ma'an und wird vom Fluss Ntem und dessen Nebenarm Bangola umschlossen. Nach der Insel münden sie nach wenigen Kilometern in den Atlantik. Trotz des harten Regimes in Äquatorialguinea florierte hier der kleine Grenzverkehr. Boot um Boot, vollgeladen mit alkoholischen Getränken, erreichte das kamerunische Ufer und wurde schleunigst entladen. Weithin sichtbar stapelten sich die Bierkästen, auf denen der Markenname Heineken prangte. Die Grenzpolizisten, deren Quartier nur wenige Meter entfernt lag, interessierte das nicht – beziehungsweise ihr Interesse lag sicher eher darin, etwas von dem gut gehenden Geschäft abzubekommen.

Wir mussten geduldig warten, bis unser Fährmann seine Fracht abgeliefert hatte. Dann stand er uns endlich zur Verfügung, weit nach der ausgemachten Zeit. Dann ging es endlich zum letzten Abschnitt meiner Reise, zu den Flachlandgorillas. Mit von der Partie waren Martin, der „Präsident“, mit seiner Frau, André, mein Guide, sowie eine Köchin.





Nach einer knappen Stunde Bootsfahrt landeten wir in einer von Urwaldriesen beschatteten Bucht. Auf dem Weg waren wir an einem Fischer vorbeigekommen. Unsere Köchin und unser Bootsmann kehrten zurück, um dort Proviant zu besorgen. Zurück kam sie mit fangfrischen Fischen und Garnelen. Damit war klar, dass es in den nächsten Tagen keine Ölsardinen geben würde.

Nach einer Dreiviertelstunde Marsch bei brütender Hitze und erbarmungsloser Luftfeuchtigkeit erreichten wir ein Camp. Es bestand aus einer offenen Hütte und einer Feuerstelle. Meine Freude, endlich angekommen zu sein, verflog in dem Moment, als mir erklärt wurde, dass wir bis zum nächsten Camp weitere drei Stunden Fußmarsch mit Gepäck vor uns hätten. Das hieß konkret: Zehn Kilometer auf einem schmalen Trampelpfad durch dichten, ursprünglichen Dschungel.



Der Weg führte André und mich voraus durch dichtes Buschwerk, unter mächtigen Urwaldriesen hindurch und über umgestürzte Bäume hinweg immer weiter in den Dschungel. Besonders beeindruckend waren die weit ausladenden Blattwurzeln der Tropenhölzer. Es ging stetig bergauf und bergab. Tatsächlich gab es irgendwo im Nirgendwo eine Ruhebänk, die aus einigen dünnen Ästen gebaut war. Zum Verschnaufen blieb jedoch keine Zeit.

Inzwischen hatten uns unsere anderen Begleiter eingeholt und mit schnellen Schritten überholt. Erfahren, wie sie waren, setzten sie ihre Füße, ohne zu zögern vor sich. Ich hingegen musste immer darauf achten, welche Stolperfallen sich durch die Vegetation ergaben. Zahlreiche Bäche durchquerten wir; falls möglich, gingen wir über morsche Stämme, die als Brücke dienten. Zu meiner Überraschung trafen wir auf eine etwa vier Meter breite Schneise, die vor vielen Jahren als Forstweg in den Urwald geschlagen worden war. Diesem konnten wir einige Meter lang entspannt folgen, bevor es wieder zurück in die kaum durchdringbare Vegetation ging.

Nach rund drei Stunden erreichten wir tatsächlich unser Nachtlager. Auch hier gab es eine einfache Holzhütte mit zwei Räumen. Ein Teil der Begleiter richtete sich in dem einen Raum ein und ich teilte mir den anderen mit André. Die Küche bestand aus einer nach allen Seiten offenen Kochlaube. Etwas abseits gab es sogar ein Plumpsklo. Nach dem langen Marsch unter Extrembedingungen war ich so erschöpft, dass ich mich, ohne mein Zelt aufzubauen oder den Schlafsack auszurollen, einfach auf den Boden legte und sofort einschlief.



Nach dem Powernapping baute ich das Zelt auf und rollte den Schlafsack aus. André hatte das bereits erledigt. Unsere Köchin Flor war gerade dabei, die frisch gefangenen Garnelen über dem Lagerfeuer zuzubereiten. Trotz der überschaubaren Zutaten zauberte sie eine leckere Suppe, in der für jeden zwei dieser Krebstiere waren.

Nach einer Nacht, in der ich nur mit Mühe die feuchtigkeitsgeschwängerte Luft atmen konnte, wachte ich nicht besonders ausgeruht auf. Auf dem Plan stand der eigentliche Höhepunkt dieser Exkursion. Nach dem Frühstück würden wir uns auf die Suche nach den Flachlandgorillas machen. Zuvor mussten wir jedoch die Zelte abbauen, alle Sachen einpacken und uns für den Marsch fertigmachen.



Gorillatracking kannte ich ja bereits aus Uganda, aber das war hier eine ganz andere Nummer. Sowohl, was die klimatischen Umstände, als auch die Dichte der Vegetation betraf. Erschwerend kam hinzu, dass das Programm zur Habituation der Menschenaffen noch in den Kinderschuhen steckte. So zogen der „Präsident“, seine Frau, der Spurenleser Musa-Musa, mein Guide André und ich los.

Schnell verließen wir die ausgetretenen Pfade rund um das Camp und folgten Musa-Musa, der mit seiner Machete das Unterholz lichtete. Die Herausforderung bestand darin, bei den körperlichen Belastungen die Konzentra-

tion hochzuhalten. Tatsächlich machte unser Spurenleser einen Gorilla ausfindig. Für mich war das Tier im dichten, dunklen Bewuchs jedoch nicht zu erkennen. Nur wenn er sich bewegte, zumeist von uns weg, konnte ich ihn anhand der wackelnden Zweige ausmachen. Eine Chance, das Tier zu fotografieren, bestand zu keinem Augenblick. Noch mehrfach hatten wir eine solche Situation der Begegnung. Da es aussichtslos war, Fotos zu machen, beschränkte ich mich darauf, die unmittelbare Nähe der Menschenaffen zu genießen.

Nach einer Stunde auf den Spuren der Gorillas hieß es für uns, den Rückweg anzutreten. Beladen, wie wir waren, machten André und ich uns auf den Weg ins Camp in der Nähe der Anlegestelle. Die anderen drei wollten ihre Arbeit mit den Gorillas in den nächsten Tagen fortsetzen und blieben daher zurück. Ich wusste, jetzt waren es noch rund drei Stunden zu Fuß. Allein diese Aussicht nahm mir zu diesem Zeitpunkt etwas den Elan. Um mich abzulenken, begann ich, meine Schritte zu zählen. Doch ich schaffte es nie bis hundert, denn es war so anstrengend, dass selbst mein Hirn nur noch rudimentär arbeitete.

André nahm etwas das Tempo raus und bot an, Pausen einzulegen. Mir war es jedoch lieber, konstant weiterzugehen, denn ein Neustart nach einer Pause erschien mir schwieriger als das konstante Marschieren. André hatte noch eine Abwechslung im Petto: den Besuch bei einem Wasserfall. Den entsprechenden beschilderten Abzweig hatte ich auf dem Hinweg bereits gesehen. Der einzige Nachteil war, dass es zum Wasserfall recht steil bergab und auch wieder bergauf ging. Trotzdem war es sehr angenehm, allein das erfrischende Geräusch des Wassers zu hören und die Füße im Wasser zu kühlen. Nun ja, das Wort „kühlen“ wird in diesem Zusammenhang etwas überstrapaziert.



Irgendwann erreichten wir das Camp. Mir ging es tatsächlich besser als auf dem Hinweg. Die Aussicht, am nächsten Tag in den Toyota zu steigen und keinen Schritt mehr laufen zu müssen, beflügelte mich wohl ein wenig. Im Camp war bereits unsere Köchin Flor eingetroffen. Es war unglaublich, wie die junge Frau es in der kurzen Zeit geschafft hatte, mit dem gesamten Kochgeschirr und den Lebensmitteln vor uns anzukommen. Sie war gerade dabei, zusammen mit Babette, der guten Seele hier im Camp, das Essen vorzubereiten.

Die Frau des „Präsidenten“ hatte einen kleinen Garten zur Selbstversorgung angelegt. Dieser war jedoch noch in den Kinderschuhen. Ich konnte einen Mango- und einen Papayabaum erkennen, die jedoch bestimmt noch einige Jahre bis zur ersten Ernte benötigen würden. Babette kümmerte sich auch um diese Pflanzen. Nach dem Abendessen fragte sie mich scherzhaft, aber auch etwas ernsthaft, ob ich jemanden in Deutschland kennen würde, der sie heiraten möchte. Ich sollte doch mal schauen, ob es einen passenden Mann für sie gäbe. Trotz mehrmaliger Wiederholung ihres Wunsches konnte ich zu dem Thema keine positive Antwort geben.



Meine nassen Klamotten und auch die durchnässten Wanderschuhe hatten in der vagen Hoffnung, dass sie etwas trocknen würden, ihren Platz auf einer Wäscheleine gefunden. Als Ersatz hatte mir Babette ein Paar Flip-Flops vor mein Zelt gestellt. Nein, eigentlich war es kein Paar, sondern zwei einzelne Latschen in leicht unterschiedlicher Größe und mit völlig anderem, buntem Muster. Ungeübt und mit unpassendem Schuhwerk auf einem dunklen Urwaldpfad zur Urwaldtoilette führte dann bei mir zu blutenden Zehen. Leider hatte ich eine der häufigen Wurzeln übersehen.

Ich war froh, als die Nacht vorüber war und die beiden Frauen begannen, das Lagerfeuer anzufachen. Schon seit unserer Ankunft kokelte der Abfall abseits am Rand der Lichtung vor sich hin. Mal mit sichtbarer Flamme, mal einfach nur qualmend. Zusammen mit dem Rauch der Kochstelle und dem Morgennebel füllte sich die Lichtung mit einem leichten Smog, der sich sofort wieder auflöste, sobald die Sonne ihre Strahlen schickte.

Nach dem Frühstück, bei dem es diesmal frisch zubereiteten Fisch gab, marschierten wir im Gänsemarsch zur Anlegestelle, die wir um 9 Uhr erreichten. Kein Boot war zu sehen, aber es war ja auch noch früh. Es wurde 10 Uhr, aber immer noch war kein Brummen des Außenborders zu hören. Langsam wurde ich etwas skeptisch, was die Abholung betraf. Im Vorfeld hatte es eine längere Diskussion über den Abholtermin gegeben. Bis jetzt hatte ich gedacht, die Frage wäre abschließend geklärt worden. Da jetzt aber immer noch kein Boot erschien, kamen in mir Zweifel auf.

Meine körperliche Erschöpfung und mein mentaler Zustand ließen mich ausmalen, wie wir auf der Insel, abseits der Zivilisation überleben sollten. Das Trinkwasser war leer, die Lebensmittel aufgebraucht und es gab

keine Möglichkeit zu kommunizieren. Auf der einen Seite der Insel lag die Grenze zu dem abgeschotteten Äquatorialguinea, auf der anderen Seite floss ein breiter Fluss, in dem sich womöglich Krokodile befanden.

Eigentlich war das aus der Ferne betrachtet keine besonders problematische Situation, aber nach der körperlichen Erschöpfung und der zusätzlichen mentalen Belastung fühlte ich mich an meine Grenzen gekommen. Endlich, um Viertel nach elf, war ein Bootsmotor zu vernehmen, und tatsächlich erschien kurz danach der Skipper, der uns zurück in die Zivilisation bringen würde.

Es wurde eine entspannte Bootsfahrt. Im Gespräch mit Flor erfuhr ich, dass sie die Schule beendet hatte und dreizehn Jahre alt war. Beachtlich, wie reif diese junge Frau, dieses Mädchen, bereits war. Noch ein letztes Mal warf ich einen Blick auf die gegenüberliegende Flussseite. Vor uns lag der offene Ozean, dessen hohe Wellen sich im Übergang zum Fluss brachen. Dieses Bild begleitete uns, bis der Bootsmann die Anlegestelle von Campo ansteuerte.

Trotz unserer verspäteten Ankunft war der Toyota noch nicht zu sehen. Darum nahm mich André auf seinem Moped mit ins Dorf. Als wir dort ankamen, meldete sich Pierre per WhatsApp. Er hatte wohl etwas abseits von der Landestelle im Toyota geschlafen. Wir verabredeten uns beim Restaurant, wo er wenig später auch eintraf. Gestresst von den vergangenen Tagen fuhren wir nun direkt los, ohne Xavier Edouma, den Ranger, noch einmal zu besuchen. Die Verabschiedung fand virtuell statt.

Vielleicht doch noch ein Gorillabild

Über Nacht hatte es geregnet, sodass sich die Straße in einem kritischen Zustand befand. Die unsichere Wetterlage war ein weiterer Grund, sich zügig auf den Weg zu machen.

Tatsächlich mussten wir einige große Pfützen durchqueren. Mit dem Allradantrieb funktionierte es inzwischen auch recht gut. So erreichten wir den neuen Tiefseehafen bei Kribi. Ab hier fuhren wir über den bereits fertiggestellten Abschnitt der großzügig angelegten, vierspurigen Autobahn. Sie soll später einmal Douala über Edea und Kribi mit dem Tiefseehafen verbinden. Die weitere Planung sieht vor, diese Fernstraße nach Äquatorialguinea zu führen. Was aus dem Schutzgebiet an der Grenze und dem verschlafenen Örtchen Campo dann werden wird, möchte ich mir gar nicht ausmalen.



Die Autobahn war bereits vollständig ausgebaut: vierspurig mit Mittelstreifen und Leitplanken. An vielen Stellen waren die Leitplanken bereits erheblich beschädigt, und das auf einer fast kurvenlosen, gut ausgebauten Strecke mit fast keinem Verkehr.



In Kribi steuerten wir das Hotel Copacabana Beach an, dass wir auf der Hinfahrt ausgewählt hatten. Als ich an der Rezeption nach einem Zimmer für eine Nacht fragte, wurde mir gesagt, das Haus sei ausgebucht. Eine nicht nachvollziehbare Auskunft. Auf dem Hotelparkplatz stand jedenfalls kein einziges Fahrzeug. Möglicherweise war ich für das noble Hotel nicht passend gekleidet. Schließlich kam ich nach drei Tagen im Dschungel, ungeduscht und in Safariklamotten, an der Rezeption an.

Somit begann die Suche nach einer Unterkunft. Nach einiger Zeit wurden wir fündig. Das „Hotel de L'Océan“ wurde im Internet mit 3 Sternen ausgezeichnet, lag direkt am Strand und ich erhielt ein sehr schönes Zimmer zu einem angemessenen Preis. Das Haus bot mehr Komfort, als ich bisher in Kamerun erleben durfte.

Den restlichen Nachmittag verbrachte ich mit einem Spaziergang entlang der Küste durch die Stadt. Ich ging vorbei an den traditionellen Fischerbooten und einer Werft, in der diese gefertigt wurden, sowie an der Cathédrale Saint-Joseph, die das Stadtbild dominiert. Diese katholische Kirche wurde während der deutschen Kolonialzeit erbaut.



Zum Abendessen bestellte ich mir im hoteleigenen Restaurant Spaghetti Bolognese. Auch hier war die Auswahl sehr eingeschränkt. Leider wurde der wunderbare Ausblick auf den Atlantik durch den Anblick einer Ölverladeplattform direkt vor den bei Touristen beliebten Stränden getrübt. Hier endet die Pipeline, die das schwarze Gold vom Tschad über Kamerun zu den Tankschiffen bringt. Das gesamte Projekt war von Anfang an sehr umstritten. Neben maßloser Korruption sind es die unabsehbaren Umweltbelastungen, die zu Protesten führten.



Während ich meine Spaghetti verspeiste, konnte ich beobachten, wie ein junger Mann offensichtlich versuchte, mit seinem Mobiltelefon schöne Bilder zu machen. Als ich das Restaurant verließ, sprach er mich an. Er möchte gerne ein Foto von sich mit dem Sonnenuntergang im Hintergrund haben, erklärte er mir. Er habe im Internet gelesen, dass sich das hier gut umsetzen ließe. Da ich meine Pentax-Spiegelreflexkamera dabei hatte, nahm er offenbar an, dass ich ihm dabei helfen könnte. Ich verstand schnell, worum es ging, aber es dauerte eine Weile, ihm zu erklären, dass dies bei bewölktem Himmel trotz aller technischen Raffinessen seines Mobiltelefons nicht machbar war. Letztendlich nutzte ich mein iPhone, um zumindest ihn vor rotem Himmel über dunklem Meer abzulichten. Dafür bedankte er sich.

Am Morgen wurde ich durch lautes Geplätscher geweckt. Es hörte sich an wie ein heftiger Regen. Ein Blick aus dem Fenster bestätigte diese Annahme jedoch nicht. Als ich duschen wollte, wurde mir schnell klar, dass das Wassergeplätscher eine andere Ursache haben musste, denn aus keinem der Wasserhähne kam fließendes Wasser. Ein Blick aus dem Flurfenster verriet mir, dass der Tank auf dem Dach undicht war und das Wasser in Strömen vom Dach in den Innenhof floss. Somit fiel das Duschen auch an diesem Tag aus und ich war früher zur Abreise bereit. Nach kurzer Wartezeit erschien der weiße Toyota auf dem Hof. Ich hatte bereits ausgecheckt, sodass wir die letzte Etappe angehen konnten. In Kribi galt es noch einmal zu tanken und ein Baguette zum Frühstück zu kaufen. Dazu fuhren wir noch einmal durch Kribi, vorbei an den Fischerbooten und dem Hotel Copacabana, das mich nicht als Gast haben wollte.



Unser heutiges Ziel war der Flughafen von Yaoundé, von wo aus mein Rückflug am späten Abend startete. Doch zuvor hatte ich mir vorgenommen, eine Primatenauswilderungsstation in der Nähe der Hauptstadt zu besuchen. Die Kontaktdaten hatte ich am Vorabend im Internet herausgesucht und rief nun dort an. Man teilte mir jedoch

mit, dass die Einrichtung am heutigen Tag wegen Straßenbauarbeiten geschlossen sei. Mit dieser Auskunft gab ich mich nicht zufrieden. Vielleicht wären die Bauarbeiten bis zu unserer Ankunft abgeschlossen oder wir könnten die Straßensperrung irgendwie umfahren, dachte ich mir. Wir kamen gut voran, sodass der Besuch der Station funktionieren sollte.

Doch noch vor Edea wurden wir an einer Straßensperre von Polizisten angehalten. Das übliche Spiel, dachte ich. Also legten wir unsere gesammelten Unterlagen zur Prüfung vor. Der Uniformierte war damit allerdings partout nicht einverstanden. Es würde ein wichtiges Papier fehlen. Es gäbe keine Transporterlaubnis. Was immer er damit auch meinte. Pierre ging mit ihm daraufhin zu der Wachstation. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zurück, ich müsse eine Strafe in Höhe von 50.000 XAF bezahlen. Damit war ich verständlicherweise überhaupt nicht einverstanden. Also zog Pierre los, um erneut zu verhandeln. Nun kam er mit dem Polizisten zurück. Der Offizielle wäre inzwischen auch mit 25.000 XAF zufrieden. Damit war ich immer noch nicht einverstanden und bat darum, selbst verhandeln zu können. Am liebsten wäre ich einfach weitergefahren, ohne auch nur einen Cent zu zahlen. Inzwischen waren die Fronten schon recht verhärtet. Zwei Wagen der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit fuhren ohne Kontrolle vorbei. Gerne hätte ich die Entwicklungshelfer um Hilfe gebeten, doch ich reagierte zu spät.

Trotz Pierre' Empfehlung machte ich mich nun auf den Weg zu dem Polizisten, um direkt zu verhandeln. Von meiner Position, nichts zu zahlen, musste ich natürlich abrücken, das war mir inzwischen klar. Meine Frage, welche Papiere genau fehlten, wie diese bezeichnet würden und wo wir sie erhalten könnten, konnte er nicht beantworten. Letztlich legte ich ihm einen 5.000-XAF-Schein hin,



nahm unsere Papiere und machte mich auf den Weg zum Toyota. Ohne mich noch einmal umzudrehen, stieg ich in den Wagen, und wir fuhren davon. Pierre klärte mich darüber auf, dass solche Vorfälle zumeist freitags stattfänden. Die schlecht bezahlten Polizisten würden dann Geld für das Wochenende benötigen.



Langsam näherten wir uns der Hauptstadt. Auf dieser Strecke wurde mir noch einmal bewusst, wie viele Lastwagen täglich Tropenholz aus den bislang unberührten Urwäldern zum Export in den Hafen von Douala brachten. Zügig passierten wir Yaoundé und fanden den Abzweig in Richtung der Primatenstation gut. Die Nebenstraße war frisch hergerichtet, und das bis zur Station. „Super gelaufen“, dachte ich, bis ich auf den ersten Mitarbeiter traf. Er machte mir sehr deutlich klar, dass die Station heute geschlossen sei und sich daran auch nichts ändern würde. All meine Versuche, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, und auch der Hinweis auf eine großzügige Spende halfen nichts.

Da es bis zum Abflug noch viel zu viel Zeit war und es keine sinnvolle Alternative gab, blieb ich trotzig auf einer Bank sitzen. Nach einiger Zeit erspähte ich in einiger Entfernung

einen jungen Mann, der europäisch aussah. Auch er hatte mich wahrgenommen und kam auf mich zu. Er begrüßte mich nett und wunderte sich offenbar darüber, dass ich schon so lange auf der Bank saß. Ich erklärte ihm meine Situation. Freundlich erläuterte er mir, dass es einen einfachen Grund für die Schließung gäbe: Nicht die Bauarbeiten selbst seien ausschlaggebend, sondern die Tatsache, dass die Affen bereits über Nacht und auch den ganzen Tag über in ihren Häusern eingeschlossen wären. Die Tiere seien den Lärm der Baumaschinen nicht gewohnt, weshalb man sichergehen wollte, dass es zu keiner unnötigen Aufregung bei den Affen kommen würde.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs stellte sich heraus, dass er aus Südafrika stammte und bereits seit einigen Jahren in dieser Station arbeitete. Die Situation hier sei deprimierend, denn es gebe eigentlich keine Chance auf Auswilderung, da es innerhalb von Kamerun keine sicheren Schutzgebiete mehr gebe. Dies gelte insbesondere für die Gorillas. Allerdings könnten wir diese heute besuchen, denn sie waren als einzige in ihrem Außengelände. So bekam ich doch noch zwei stattliche, ausgewachsene Menschenaffen vor die Linse. Ein unerwartet versöhnlicher Abschied von Kamerun, dachte ich mir.







So positiv gestimmt machten wir uns auf den Weg zum Flughafen. Unterwegs kamen wir an einer kleinen Manufaktur vorbei, in der Trommeln gebaut wurden. Die Exponate waren am Straßenrand zum Verkauf aufgereiht. Wir hielten an, und ich machte einige Fotos von den traditionellen Instrumenten. Damit waren die Mitarbeitenden des Handwerksbetriebs jedoch absolut nicht einverstanden. Sie kamen wütend auf mich zu. Ich sei sehr böse, wurde mir zugerufen. Das ließ sich jedoch recht schnell mit einer kleinen Spende ändern. Plötzlich war ich ihr bester Freund und durfte alles fotografieren, was ich wollte.

Am Flughafen wurden wir direkt an der Zufahrt angehalten und es entwickelte sich eine heftige Auseinandersetzung zwischen Pierre und einem Sicherheitsmitarbeiter. Pierre war völlig außer sich, so emotional hatte ich ihn bisher noch nie erlebt. Trotz des heftigen Wortgefechts

durften wir zum Terminal fahren. Was der Grund der Auseinandersetzung war, wollte oder konnte Pierre mir nicht erklären. Als wir vor dem Terminal hielten, fiel ihm ein, dass wir den Wagen noch volltanken mussten.



Also mussten wir wieder aus dem Flughafenareal herausfahren und eine Tankstelle aufsuchen. Als das erledigt war, gingen wir erneut zu dem hitzigen Security-Mann. Diesmal gab es jedoch kein Durchkommen zum Terminal. Ab dem etwas abgelegenen Parkplatz mussten wir unser Gepäck schleppen. Ich verabschiedete mich von Pierre, der mir jetzt erst sagte, dass er Simon Pierre hieße.

Es war immer noch viel zu früh, und im gesamten Flughafengebäude gab es keinerlei Verpflegung. „Ich will endlich wieder heim“, war der Gedanke, der alles andere überstrahlte. Stunden später war auch das geschafft.

Zurück in den Dschungel

Trotz aller Unannehmlichkeiten, die sich auf dieser Reise ergeben hatten, war ich doch froh, das Abenteuer eingegangen zu sein. So froh war ich, dass ich mir vornahm, wenn es wieder möglich sein würde, die Gorillas zu besuchen, Dzanga-Sangha erneut einen Besuch abzustatten.

Im Mai desselben Jahres erreichte mich schneller als erwartet die Nachricht von Nuria Ortega, dass die Eingewöhnungsphase der Gruppe um den Silberrücken Limo ab dem 1. Juli abgeschlossen sein und Besuche wieder möglich sein würden. Nach kurzem Zögern begann ich, einen Kurztrip in die Zentralafrikanische Republik zu planen. Diesmal sollte es mit dem Flieger direkt in den Dschungel gehen. Eine Flugverbindung in die Hauptstadt Bangui war schnell gefunden. Es gab sogar zwei Strecken zur Auswahl. Entweder direkt von Paris nach Bangui mit Air France oder mit Ethiopian Airlines über Addis Abeba. Letztlich fiel meine Entscheidung zugunsten der Verbindung über Addis Abeba, da die Ankunftszeit günstiger war. Denn Ethiopian Airlines erreichte Bangui gegen Mittag, während die französische Fluggesellschaft erst am späten Abend in der nicht ganz ungefährlichen Stadt angekommen wäre.

Mit Nuria von der Doli-Lodge gestaltete sich die Planung eines kurzen Aufenthalts ebenfalls unproblematisch. Meine Wünsche waren schnell zusammengefasst. Zwei Versuche, die Gorillas zu finden, ein Tag auf der Elefantenlichtung, ein Tag mit den Pygmäen und ein Tag mit den Mangabeys.

Da die Flugverbindung von der Hauptstadt zum Rollfeld in Bayanga recht unsicher und wetterabhängig ist, planten wir einen Tag Reserve ein. Sollte der Flug in den Dschungel also verschoben werden, würde der Besuch bei den Mangabeys wegfallen. Für den Rückflug wurde eine Übernachtung im Ledger-Hotel in Bangui hinzugebucht.

Am 13. Juli war es schließlich so weit und meine zweite Reise in die Mitte des Schwarzen Kontinents konnte beginnen. Von Frankfurt aus flog ich mit einem Airbus A350 nach Addis Abeba. Die Plätze für beide Flüge hatte ich bereits per Online-Check-in reserviert. Als der Flug aufgerufen wurde – wie immer mit dem Hinweis, dass zuerst die Familien mit Kindern an der Reihe sind – sprangen fast alle auf und belagerten in langen Schlangen das Gate. Ich ersparte mir das lange Schlange stehen und wartete, bis fast alle in der Gangway verschwunden waren. Das war an sich eine vernünftige Entscheidung, nur war inzwischen mein Fensterplatz, von einer Mitreisenden und der Mittelplatz von ihrer Tochter belegt. Da es sich um einen Nachtflug handelte, war ich großzügig und nahm den freien Platz. Am Gang hat man auch den Vorteil, dass man jederzeit ungehindert zur Toilette gehen kann, dachte ich mir. Erst nachdem der Flieger in der Luft war, musste ich feststellen, dass von den über 200 Bildschirmen, die zur Unterhaltung der Fluggäste in den Rückenlehnen montiert waren, genau einer nicht funktionierte: der auf Sitz 29C, also meinem. Dann gab es halt sechs Stunden Musik vom iPhone. Alternativ lief bei meiner jungen Nachbarin der Spielfilm „Barbie“ und diverse Mangafilme. Ton braucht man bei dieser Art der Unterhaltung sowieso nicht zwingend.

Trotz meiner Müdigkeit war an Schlafen nicht zu denken. Kurz vor Mitternacht hieß es: „Chicken or Fish?“ Nur drei Stunden später wurde das Licht angeschaltet und die ersten Passagiere erhielten ihr Frühstück. Diese kurze Taktung hatte natürlich mit der Zeitverschiebung zu tun. In Äthiopien war es bereits zwei Stunden später. Wir landeten früher als geplant.



Erstaunt war ich über die Größe des Flughafens und das immens große Angebot an Destinationen innerhalb Afrikas, die von hier aus angefliegen werden. Vor mir lagen fünf Stunden Aufenthalt. Am Abfluggate angekommen, musste ich feststellen, dass es nur sehr wenige Sitzmöglichkeiten gab. Eine große Reisegruppe aus Indonesien hatte es sich daher auf dem Boden bequem gemacht. Ich ergatterte einen der letzten Sitzplätze. Mit einer Österreicherin kam ich dann bald ins Gespräch. Es war ihre erste Reise nach Afrika. Ihre Reiseplanung sah Safaris in der Serengeti und Strandurlaub auf Sansibar vor.



Es war wirklich eine lange Nacht am Gate, bis endlich das Boarding begann. Weiter ging es mit einer Boeing 737 MAX 8. Bei dieser Flugzeugtype fliegt ein ungutes Gefühl mit, wenn man daran denkt, dass es aufgrund eines Konstruktionsfehlers, einer unvollkommenen Software und mangelnder Schulungen zu zwei Abstürzen mit mehreren Hundert Toten kam. Im Besonderen, da es bei einem der Abstürze um eine Maschine der Ethiopian Airlines handelte, die ebenfalls von hier aus startete. Auch der Verlust einer Tür während eines Fluges belastet das Vertrauen in die Boeing-Baureihe.

Diesmal ging jedoch alles gut und ich bekam meinen gebuchten Fensterplatz. Nach dem obligatorischen Chicken nutzte ich die Zeit, um den verpassten Schlaf der letzten Nacht nachzuholen. Das funktionierte sehr gut, zumal der Platz neben mir frei blieb.

Die Flugroute führte über den Südsudan in die Zentralafrikanische Republik. Auf die Hauptstadt Bangui war ich sehr gespannt. Schon beim Anflug wurde der Unterschied zu anderen Hauptstädten deutlich. Es gab keine Hochhäuser und der internationale Flughafen machte einen beschaulichen Eindruck. So gab es beispielsweise nur eine Landebahn, die gleichzeitig auch als Rollbahn genutzt wurde. Ein eindeutiges Indiz dafür, dass hier alltäglich nur wenige Maschinen abgefertigt werden.

Bereits bei der Landung war die Anwesenheit von russischen Söldnern ersichtlich. Auf einer abgesperrten Fläche waren eine Antonow-Transportmaschine und drei russische Kampfhubschrauber zu erkennen. Den wesentlichen Teil der hier abgestellten Fluggeräte bildeten jedoch Maschinen der UNO oder von Hilfsorganisationen wie Ärzte ohne Grenzen.



Die Einreiseprozedur verlief recht ungeordnet und chaotisch. Zunächst musste, wie üblich, ein Einreiseformular ausgefüllt werden. Bereits hier erwartete mich ein Mann, der mich später zum Weiterflug bringen sollte. Mir war zunächst gar nicht bewusst, dass er von Nuria beauftragt worden war. An zwei Schaltern wurde die Einreise weiterbearbeitet. Ich musste meinen Reisepass abgeben und mein Gesicht wurde mit einer Webcam eingescannt. Anschließend durfte ich weitergehen. Am Nachbarschalter wurden von den Einreisenden auch noch die Fingerabdrücke genommen. Wer an welchen Schalter kam, war zufällig und nicht systematisch geregelt. Am nächsten Schalter, einem Schreibtisch, der vor eine Wandöffnung geschoben war, erfolgte die Bearbeitung des Einreiseformulars. Das Papier wurde ohne Inaugenscheinnahme in einen Karton geworfen. Im Reisepass wurden die benötigten Stempel mit dem Tag der Einreise und dem Datum der Abreise gesetzt. Erst später bemerkte ich, dass sich der Mitarbeiter der Einwanderungsbehörde beim Ausreiseternum um einen Tag verrechnet hatte.

Tatsächlich gab es in diesem Flughafen sogar ein motorisiertes Gepäckband. Die meisten Passagiere, die hier warteten, hatten viel aufgegebenes Gepäck dabei. Vieles davon war in Pappkartons verpackt und mit Packband umwickelt. Mein knallrotes Duffel Bag.

Der Abholer kümmerte sich sowohl um mich als auch um Jacob, einen Amerikaner aus New York, wie ich später erfuhr. Er war der einzige Passagier, der durchgängig eine FFP2-Maske trug. Auf dem Weg durch die Instanzen und vorbei am Gepäckband hatten wir Jacob bereits zweimal aus den Augen verloren.

Mit dem gesamten Gepäck ging es durch die Sicherheitschleuse. Wie schon oft geübt, mussten wir Gürtel und Schuhe ausziehen und alle Sachen aus den Taschen in eine Schale zum Durchleuchten legen. Anschließend wur-

den wir inklusive unseres Handgepäcks auf einer Waage gewogen. Danach ging es nicht etwa vorbei an der Sicherheitsschleuse, sondern wir mussten erneut die Schuhe ausziehen. Genervt ließ ich meinen Gürtel und mein Kreditkartenetui, das komplett aus Metall ist, in der Hose. Trotz der Metallanteile löste die Schleuse beim Durchgehen keinen Alarm aus.

Im Wartebereich angekommen, war Jacob wieder nicht zu sehen. Trotzdem führte uns unser Begleiter auf das Rollfeld in Richtung einer Cessna 208 Caravan. Ich wies darauf hin, dass Jacob wieder fehlte. Der Begleiter zählte kurz durch, sprintete dann zurück zum Terminal und suchte dort nach dem fehlenden Passagier. Etwas später – wir hatten inzwischen das Flugzeug erreicht – tauchten beide wieder auf.



Die Maschine besaß eine Frachtabteilung unter der Passagierkabine. Nochmals wurden alle Koffer gewogen und nach und nach dort verstaut. Bei zwei Passagieren stimmte das auf einer einfachen Personenwaage ermittelte Gewicht nicht mit den Angaben der Gepäckinhaber überein. Letztlich mussten diese entscheiden, was zurückbleiben musste. So wanderten vier Kilogramm Kaffee und ein Sack Reis zurück zum Terminal.



Der Pilot fragte mich, ob ich den Platz neben ihm einnehmen möchte. Dem stimmte ich natürlich voller Freude zu. Er öffnete mir die Tür des Copiloten und klappte eine vierstufige Leiter aus. Zunächst verfrachtete ich meinen Fotorucksack hinein, dann zwängte ich mich selbst in die Maschine. Vor mir befand sich das Lenkrad, welches im Flugzeug natürlich andere Funktionen hat als im Auto und daher auch Steuerhorn genannt wird. Die beiden Pedale vor meinen Füßen dienen weder zur Gasgebung noch zur Bremsung, sondern betätigen die Seitenruder. Am Armaturenbrett reihten sich zahlreiche Anzeigeeinstrumente aneinander. Im Gegensatz zu den Sitzen der Passagiere verfügte mein Platz über einen Sicherheitsgurt beziehungsweise die Reste eines Vier-Punkt-Gurtes. Mangels Schultergurte verband dieser nur noch zwei Punkte mittels eines Beckengurtes. Nachdem ich mich gesichert hatte, begann der Pilot mit der Startprozedur. Er ging seine Checkliste gewissenhaft durch, notierte verschiedene Werte, die er von den Anzeigen ablas, und kalibrierte Kompass und Höhenmesser. Das mit dem Kompass, von dem es insgesamt fünf gab, verstand ich recht schnell. Die beiden auf meiner Seite wurden jedoch nicht kalibriert und zeigten während des gesamten Fluges 30° zu weit Richtung Norden. Ich muss zugeben, dass ich mehrfach versucht war, an dem entsprechenden Regler zu drehen, um diesen Fehler auszugleichen.

Nachdem die Checkliste abgearbeitet war, meldete sich der Pilot beim Tower und bat um Startfreigabe. Den Funkverkehr konnte ich leider nicht mithören, aber es schien loszugehen. Wir rollten mit ohrenbetäubendem Motorengeräusch in Richtung der Start- und Landebahn. Wie bereits geschrieben, gab es dorthin keine richtige Rollbahn. Eine Starterlaubnis gab es dann aber noch nicht. Der Pilot drosselte den Motor und wir warteten am Rand der Start- und Landebahn. Er zeigte nach rechts in den Himmel, wo ich tatsächlich einen kleinen Punkt vor den

Wolken erkannte, der zusehends größer wurde und sich schließlich als Flugzeug im Landeanflug herausstellte. Es war eine Maschine der UN, von denen bereits einige hier parkten. Direkt neben uns scherte sie von der Rollbahn in Richtung Terminal ab, sodass wir mit den Startvorbereitungen weitermachen konnten. Am Ende der Startbahn angekommen, drehte der Pilot die Maschine. Mit aufheulendem Motor ging es vorbei an russischen Hubschraubern, den Maschinen der UN und denen von „Ärzte ohne Grenzen“. Dann hob die Cessna ab.

Zurück im Dschungel

Das Ganze war schon ziemlich wackelig. Einerseits war es die relativ kleine Maschine und andererseits der katastrophale Zustand der Asphaltdecke der Startbahn. So stiegen wir über die Dächer der Hauptstadt Bangui. Erstaunlich war für mich, dass man als Pilot nur eine recht eingeschränkte Sicht aus dem Frontfenster hat. Über das sehr hohe Armaturenbrett sah man eigentlich nur den Himmel. Aus den Seitenfenstern hingegen hatte man einen faszinierenden Ausblick auf das sich schnell verändernde Land. Die Bebauung wich bald dichten Wäldern.

Zwischendurch erfuhr ich vom Piloten nur so viel, dass er aus Südafrika stamme. Ansonsten war er eher schweigsam, denn bei der Geräuschkulisse wäre eine Unterhaltung nur schwer möglich gewesen. Auf dem Garmin-Navigationsbildschirm konnte ich unsere Flugroute verfolgen. Nach einiger Zeit überquerten wir die Grenze zur Republik Kongo. Ein Blick aus dem Fenster ließ mich anhand einer schnurgeraden Schneise durch den Dschungel den realen Grenzverlauf erahnen. Zunehmend kamen wir in dichte Wolken. Damit war es mit jeglicher Art von Sicht vorbei. Nach allen Seiten war nur konturenloses Weiß zu sehen. Aufgrund der Wetterlage wichen wir etwas weiter nach Süden aus, um ein Gewitter zu umfliegen, zu dem die hier

auftretenden Wolkenberge gehörten. Das mit dem Gewackel nahm nun doch deutlich zu. Nach jeder Kursänderung ermittelte der Pilot die relative Position des Flugfeldes in Bayanga neu. Inzwischen hatte er auch ein Regenradar eingeschaltet, und die dunkelblauen bis violetten Wolken vor und rechts neben uns ließen nichts Gutes erahnen. Daher wichen wir noch weiter in den Kongo aus, um Bayanga schließlich von Südosten anzusteuern. Nach und nach verringerte der Pilot die Flughöhe. Erst als unsere angezeigte Position auf dem Bildschirm den Zielpunkt berührte, kamen wir aus den Wolken heraus und hatten freie Sicht auf den unter uns liegenden Dschungel. Wir waren schon recht tief, so meine Einschätzung, und auch die Anzeige des Höhenmessers bestätigte dies. Ab hier half kein elektronisches System mehr, es war Sichtflug angesagt. Entsprechend hielt der Pilot Ausschau nach dem Rollfeld. Dort, wo der Dschungel lichter wurde und offenbar Ackerbau betrieben wurde, tauchte dann die unnatürlich gerade Lichtung auf, die sich deutlich von der restlichen Landschaft abhob. Nun hatte ich eine Aufgabe

zu erfüllen: Ich musste die Klappe für die Lüftung schließen. Ohne das Geräusch des Fahrtwindes und mit gedrossem Motor wurde es annähernd ruhig in der Kabine. Im Tiefflug ging es zunächst einmal der Länge nach über das Flugfeld, über den Sangha-Fluss, an dem ich bereits die Lodge erkannte, und über einige Häuser am Rande des Dorfs. Nach einer 180-Grad-Wende setzte der Pilot zur Landung an und setzte kurz darauf auf der schnurgeraden Wiese auf.



Einen Tower oder gar ein Abfertigungsgebäude im herkömmlichen Sinne gab es hier nicht. Am Rand stand ein einfaches Gebäude in der Größe einer Doppelgarage. Dort warteten bereits einige Leute auf das ankommende Flugzeug. Neben den drei Touristen waren auch noch andere Fluggäste und reichlich Fracht an Bord, die es nun ins Dorf zu bringen galt.

Wer nun denkt, dass wir sofort aussteigen konnten, nachdem das Flugzeug neben der Doppelgarage zum Stehen gekommen war, der täuscht sich. Der Pilot war auch





jetzt noch akribisch damit beschäftigt, alle Punkte seiner Checkliste abzuarbeiten, bevor er schließlich den Motor abstellte. Als er seinen Gurt löste, war das für mich das Zeichen, dass auch ich das Flugzeug verlassen konnte. Ich öffnete die Tür, klappte die Leiter aus, stieg die vier Sprossen hinunter und mit einem kleinen Hüpfen war ich wieder auf dem Boden.

Auf mich und Jacob, den New Yorker, wartete bereits Lambert von der Doli-Lodge. Er begrüßte uns freudig und half beim Verstauen des Gepäcks auf einem Pick-up. Die Fahrt zur Lodge dauerte nur wenige Minuten. Dort angekommen, wurde ich von Elisé begrüßt. Wie sich jedoch schnell herausstellte, würde er sich in den kommenden Tagen um Jacob kümmern. Mir wurde Erik als mein Guide vorgestellt. Zu meiner Freude war Elité, der Spurenleser meines letzten Besuches, wieder dabei.

Auch danach traf ich auf ein mir bekanntes Gesicht. Gideon, der wie bei meinem ersten Aufenthalt hier im Restaurant alles managte, konnte sich scheinbar noch gut an mich erinnern und begrüßte mich herzlich. Jetzt wusste er auch, für wen die Sonderlieferung an Cola Light bestimmt war.

Was die Unterbringung betraf, hatte ich wieder Zimmer 4 im zweiten Holzhaus. Der Vorteil der ersten vier Zimmer ist, dass man auf der Terrasse noch das WLAN des Restaurants empfangen kann. Nachdem ich meine Sachen, soweit überhaupt nötig, ausgepackt hatte, brach ich umgehend zu einem Besuch im Dorf auf.

An der Stelle, an der sich im Januar noch eine Baustelle befand, wurde gerade das neue Dorfzentrum mit einem Fest eingeweiht. Es gab Spiele für die zahllosen Kinder und natürlich auch laute Musik. Nachdem ich dem Treiben eine Weile zugesehen hatte, machte ich mich direkt

auf den Weg zum Friseur. Diesmal galt es nicht nur, den Bart zu stutzen, sondern auch das Haupthaar zu kürzen. Dort angekommen, folgte eine kurze Beratung durch den Friseur, dessen Sprache ich jedoch nicht verstand. An den Wänden hingen mehrere Poster mit den unterschiedlichsten Frisuren, auf die er nacheinander deutete. Ich winkte ab und erklärte mit Gesten und einigen französischen Worten, dass die Haare nur gekürzt werden sollten. Nun durfte ich auf dem Stuhl Platz nehmen und bekam einen nicht mehr ganz weißen Umhang angelegt. Im Handumdrehen hatte der Friseur mit seiner Maschine die erste Bahn durch mein Haar gezogen. In dicken Flocken wehte diese davon. „Kürzer“ war ein dehnbarer Begriff, dachte ich mir, als ich das Ergebnis des ersten Schnitts im Spiegel



sah. Bis auf drei Millimeter, damit würde ich auf jeden Fall jeglichen Friseurtermin in den kommenden drei Monaten einsparen. So wurde auch der Rest meines Kopfes recht kahlgeschoren. Für den Bart mussten zunächst neue Rasierklingen besorgt werden. Damit ging die Rasur schnell und schmerzfrei vonstatten. Den Versuch, meine Augenbrauen mit einer stumpfen Schere zu stutzen, brach ich umgehend mit schmerzverzerrtem Gesicht ab. Das erledigte ich später lieber persönlich mit scharfem Werkzeug an meinem Schweizer Taschenmesser.



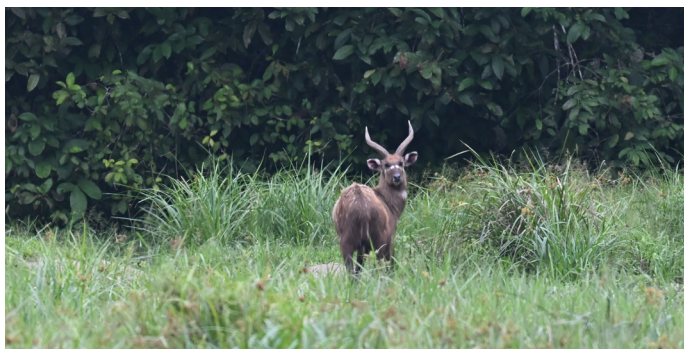
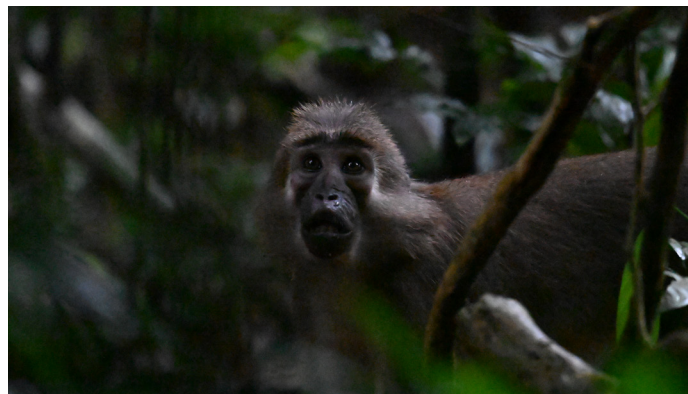
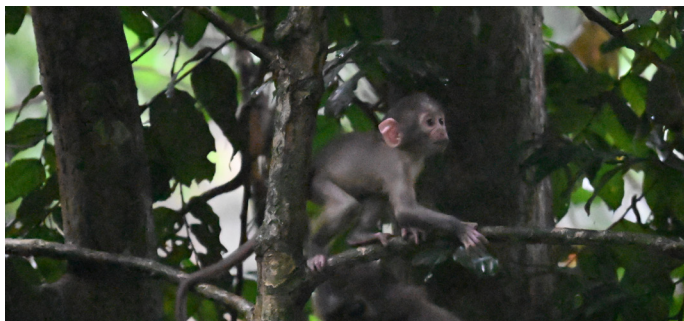
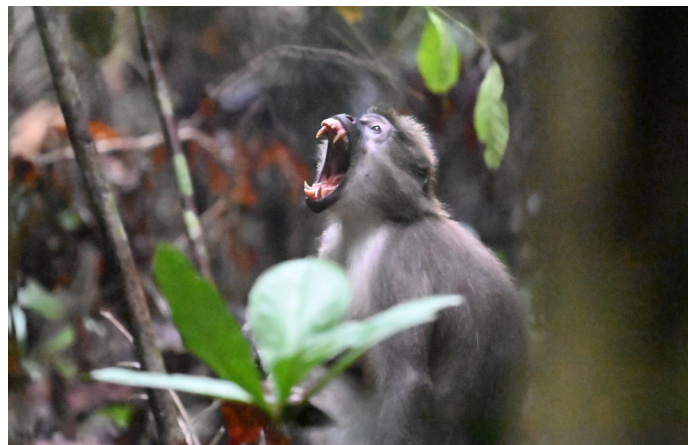
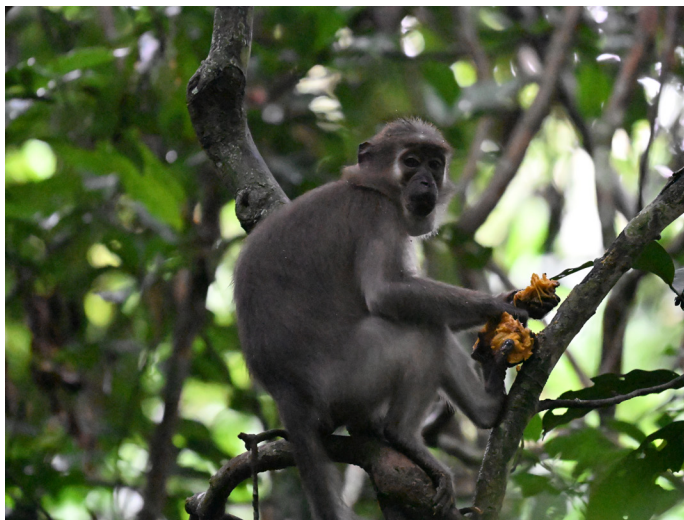
Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück kam, überraschte mich die Anwesenheit des Piloten. Im Gespräch stellte sich heraus, dass sich die Wetterlage nach unserer Landung nicht verbessert hatte. Er befürchtete, das Unwetter in einem noch größeren Bogen umfliegen zu müssen. Daher verbrachte er die Nacht hier in der Lodge.

Pünktlich um halb acht starteten wir zum Mangaben-Tracking. Wie bereits bei meinem ersten Besuch in der Region ging es per Geländewagen tief in das Schutzgebiet. Im Camp Hokou angekommen, wanderten wir umgehend mit einem Ranger los. Die anderen Spurensucher waren bereits vorher aufgebrochen, um die Affen zu suchen.

Über Funkgeräte sollten wir später Anweisungen erhalten, wie wir die Horde erreichen würden. Über eine Stunde blieb das Walkie-Talkie stumm, alle Rückrufe unseres Rangers blieben unbeantwortet. Dass es auch ohne moderne Technik geht, zeigte sich, als der Ranger auf einen umgestürzten Baum kletterte und laut in den Wald rief. Diese Maßnahme hatte den erwünschten Erfolg. Die Richtung, aus der die akustische Antwort kam, bestimmte nun unsere Marschrichtung. Nach einiger Zeit meldete sich das Funkgerät der Spurensucher und sie führten uns exakt zu den Mangaben. Dieser Gruppe hyperaktiver Affen folgten wir über eine Stunde.



Der zweite Programmpunkt an diesem ersten Tag war eine Rundwanderung zu verschiedenen Lichtungen, die sogenannte Bai-Tour. Da ich nur meine Kamera dabei hatte und wir ohne Gepäck unterwegs waren, kamen wir recht zügig voran. Als wir uns der ersten Lichtung, der Hokou-Bai I, näherten, verlangsamte unser Ranger das Tempo. Schritt für Schritt traten wir aus dem Schutz der Urwaldbäume. Tatsächlich stand rechter Hand, in etwa 70 Metern Entfernung, eine kleine Elefantenfamilie. Von den Tieren unbeachtet, konnten wir uns bedächtig weiter auf die Lichtung begeben. So durchquerten wir die offene Fläche in ruhi-



gen Schritten. Dabei folgten wir einem Bachlauf, natürlich wieder barfuß. Die Elefanten ließen sich durch unsere Anwesenheit beim Grasens in keiner Weise stören.



Nach einiger Zeit erreichten wir Hokou-Bai II. Hier trafen wir auf zwei Antilopen. Ein kapitaler Stiftung-Bock mit gedrehtem Geweih sowie eine deutlich zierlichere Kuh. Aufgrund der Ähnlichkeit der männlichen Tiere zu den in

der Savanne lebenden Kudus werden die Sitatungas oft als Wasserkudu bezeichnet, obwohl sie nicht miteinander verwandt sind. Während sich der Bock langsam in den Schutz der Bäume begab, graste die Antilopenkuh in aller Ruhe weiter. Dabei hielt sie uns jedoch im Auge. Nach jedem Bissen schaute sie auf und kontrollierte die Lage. Noch waren wir wohl außerhalb ihrer Fluchtdistanz. In einem großen Bogen verließen wir die Lichtung.



An der nächsten Bai trafen wir wieder auf Waldelefanten und eine weitere Stiftung. Diesmal waren es sogar zwei Elefantengruppen, die uns recht schnell entdeckten. Als sich eine der Elefantenkühe in unsere Richtung begab, hieß es, die Lichtung zügig zu verlassen. Zunächst stob die Antilope mit weit ausladenden Sprüngen davon. Aber auch wir begaben uns zügig wieder in den Schutz des blickdichten Urwaldes zurück.



Zurück im Camp leerte ich zunächst die Lunchbox, dann ging es mit dem Toyota wieder in Richtung Bayanga. Noch bevor wir den Ort beziehungsweise die Lodge erreichten, bog unser Fahrer am Kreisverkehr unerwartet rechts ab. Nach einiger Zeit erreichten wir über eine mir bisher unbekannte Piste das BaAka-Dorf Mossapoula. Knapp vierhundert Bewohner leben hier am Rande des Schutz-



gebietes. Nun sollte ein kleines Kulturprogramm erfolgen. Dazu wählte mein Guide Tänzer aus. Neben den Tanzvorführungen interessierte mich besonders das Publikum, das sich inzwischen eingefunden hatte. Zahlreiche Kinder bevölkerten den Platz rund um die Tänzer. Frauen trugen Feuerholz auf ihren Köpfen und hatten ihre Babys umgebunden. Vier Musiker gaben den Takt auf Trommeln und improvisierten Perkussionsinstrumenten vor.



Nach einer guten halben Stunde wurde die kulturelle Vorführung etwas abseits des Dorfes fortgesetzt. Die Tänzer wanderten mit der Dorfgemeinschaft im Schlepptau zu dem nahe gelegenen Fluss. Mit dabei waren alle Kinder, darunter einige, die Fahrradreifen mit Stöckchen die Straße hinuntertrieben. Auch der Geländewagen folgte bis zu der Brücke, die den Fluss überspannte. Bevor dieser jedoch dort ankommen konnte, musste ich eine ganz junge, klitzekleine Ziege mit viel Überzeugungsarbeit davon abhalten, die Straße zu betreten. Meine ersten Versuche, das Tier wegzutragen, scheiterten. Erst als das Muttertier in der Nähe erschien, wurde die Straße frei.

Die Tänzerinnen begaben sich ins Gewässer und begannen mit einer faszinierenden Vorführung. „Tam-Tam in the Water“ war der absolut zutreffende Titel. Durch Schläge ins Wasser wurden Töne erzeugt, wie man sie nur von Trommelgruppen kennt.



Erst beim Studieren der Landkarte am Rezeptionsgebäude wurde mir bewusst, dass es sich bei dem Fluss, an dem der Palmwein geerntet wird, bei dem Fluss, in dem das „Tam-Tam“ stattfand, und bei dem Fluss, der durch die Dzanga-Bai fließt, um das gleiche Gewässer, nämlich den namensgebenden Dzanga, handelte. Der Fluss wird von den BaAkas Mossapoula genannt. Die Zuschauer hatten es sich auf der Brücke und an den Ufern bequem gemacht.

Für die Rückfahrt nach Bayanga hatte eine Mutter mit Baby uns darum gebeten, sie zum Hospital mitzunehmen. Schnell kamen noch eine zweite Mutter und weitere vier Personen hinzu. So voll beladen ging es mit dem Land Rover zurück in die Lodge. Kaum dort angekommen, zeigte die Regenzeit, warum sie so bezeichnet wird. Kurz und heftig prasselten die dicken Regentropfen auf das Blätterdach.



Zum Dinner reichte mir Gideon ein halbes Hähnchen mit Spinat und Kochbanane. Bereits der erste Blick auf das geröstete Tier ließ erahnen, dass es sich um ein dürftiges Mahl handeln würde. Das Hähnchen war vor der Schlachtung wahrscheinlich in den Hungerstreik getreten, denn beim Auslösen der Fleischanteile ergab sich dieses Bild.







Gorillas im dichten Urwald

Ich erschien bereits vor der ausgemachten Uhrzeit im Restaurant, um mein Frühstück einzunehmen – so früh war ich auf, weil es heute zu den Gorillas gehen sollte. Die Wetterlage stellte sich jedoch recht unklar dar. So mussten wir noch bis 8 Uhr warten, bis wir losfahren konnten. Die Strecke kannte ich ja bereits zur Genüge. Durch die Regenfälle der Vortage hatte sich deren Zustand jedoch ziemlich verschlechtert. Vier Kilometer bevor wir das Camp Hokou erreichten, musste unser Fahrer eine große Pfütze durchfahren. Schon während dieser Aktion zeigte sich, dass der Land Rover dieser Anforderung nicht gewachsen war. Schließlich schaffte es der Fahrer, das andere Ufer der Pfütze zu erreichen. Allerdings lief der Motor nur noch auf drei der vier Zylinder. So gehandicapt erreichten wir gerade noch das Camp.



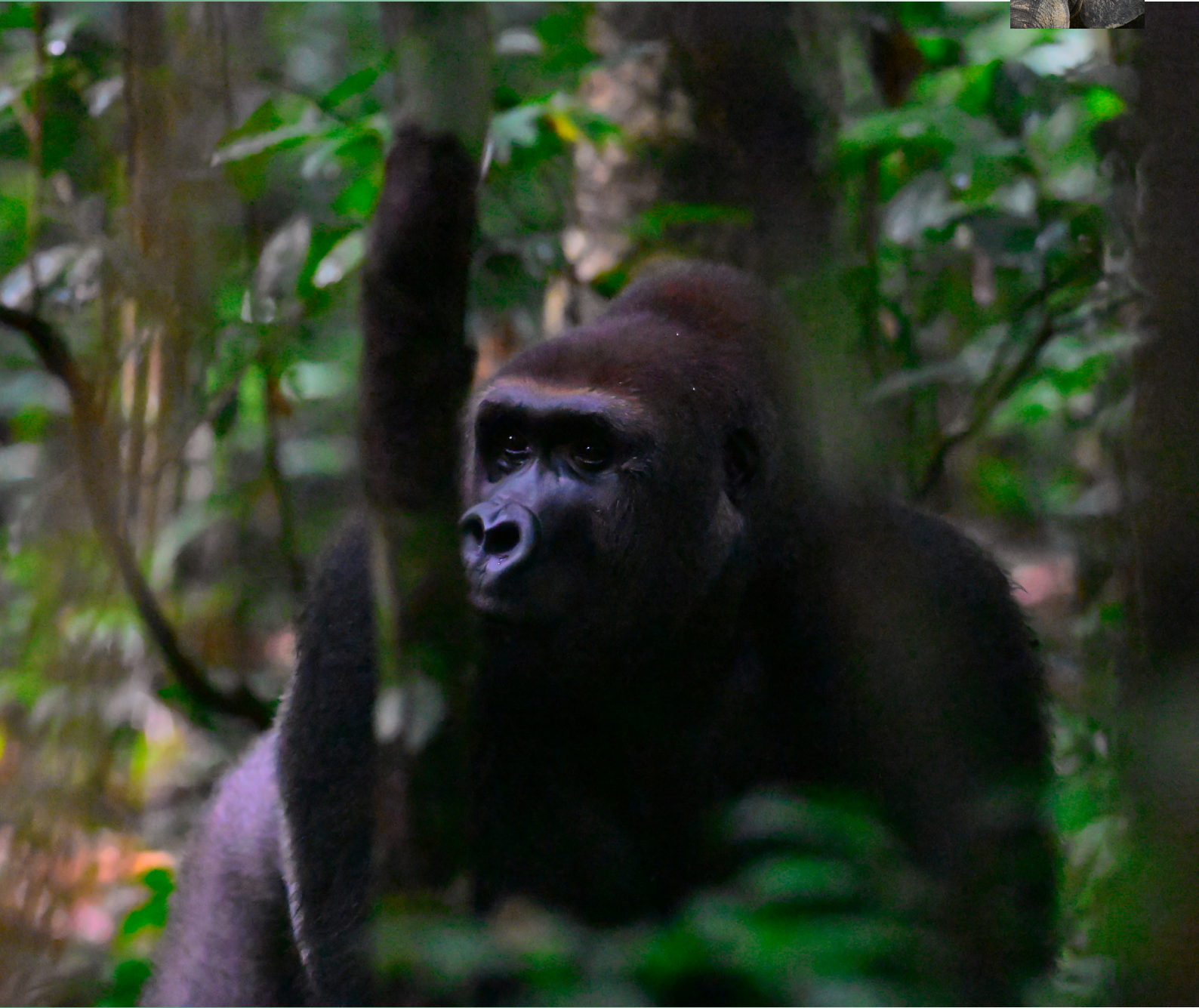
Inzwischen hatte der Regen wieder eingesetzt. Uns blieb nichts anderes übrig, als geduldig darauf zu warten, dass sich das Wetter änderte. Gegen 10:00 Uhr zogen die Tracker los, um die Gorillafamilie zu suchen. Wir folgten ihnen jedoch erst zwei Stunden später. Zwischenzeitlich musste bei uns noch ein Corona-Test durchgeführt wer-

den, der glücklicherweise negativ ausfiel. Bis dahin hatten wir noch keine Rückmeldung von den Trackern erhalten. Nach einer Stunde Marsch legten wir eine Pause ein. Unser Begleiter versuchte längere Zeit, die Tracker zu erreichen. Nach weiteren zwanzig Minuten meldeten sich die Tracker mit einer schlechten Nachricht. Entgegen ihrer Vermutung hatten sich die Gorillas in eine ganz andere Richtung bewegt. Das hieß für uns: umkehren und zügig marschieren. Kurz vor 14 Uhr war es schließlich so weit: Wir erreichten die Gorillas.



Ab jetzt hieß es, die FFP2-Maske zu tragen, um keinerlei menschliche Krankheiten auf unsere nächsten Verwandten zu übertragen. Tatsächlich stand plötzlich Limo, das erwachsene Männchen der Gruppe, vor uns im dichten Unterholz. Nun galt es für mich, irgendwie ein scharfes Foto von der Situation zu machen. Das war gar nicht so einfach, weil meine Brille aufgrund der Maske sofort beschlug und der Autofokus aufgrund der Dunkelheit nicht funktionierte. Normalerweise würde nun das grüne Hilfslicht der Kamera helfen, doch das musste ich ausschalten, um die





Tiere nicht zu irritieren. So schnell, wie Limo aufgetaucht war, so schnell war er auch wieder verschwunden. Er hielt sich jedoch ständig in unserer Umgebung auf. Jeder unserer Schritte durch das Gebüsch erzeugte auf irgendeine Weise Töne. Mal raschelten Blätter, mal knackten Äste. Wenn sich jedoch der muskulöse Menschenaffe fortbewegte, war davon nichts zu hören. So folgten wir ihm eine



ganze Weile. Oft zeigte er uns nur seinen silbergrauen Rücken. Die Tracker wollten, dass wir Limo zu Gesicht bekamen. Dabei hätten mich auch die anderen Mitglieder der Gruppe sehr interessiert. Diese huschten zwar immer mal wieder vorbei, aber wir folgten dem Silberrücken so weit es überhaupt möglich war. Wenn er dann im Sucher meiner Kamera war, stockte mir der Atem, so aufregend waren diese Momente. Gerne hätte ich diese Zeit länger genossen, aber nach einer Stunde mussten wir uns von den Gorillas verabschieden.

Der Landrover, mit dem wir gekommen waren, war inzwischen vollends kaputt. Der Fahrer hatte Teile des Motors im ganzen Fahrzeug verteilt. Ein funktionsfähiger Zustand schien in weiter Ferne. So wurde organisiert, dass wir mit dem dort stationierten Toyota des WWF die Rückfahrt antreten konnten.



Zurück in der Lodge war ich nicht ganz zufrieden mit den fotografischen Ergebnissen meiner Exkursion. Also ging ich mit meiner Kamera auf die Jagd nach Schnurrbartaffen, die ich entlang eines Pfads zwischen dem WWF-Camp und dem Dorf gesichtet hatte. Sie waren weniger aufregend, aber trotzdem sehr interessante Tiere. Warum diese eigentlich neugierigen Affen hier recht scheu waren und sich nicht lange in meiner Nähe aufhielten, lag sicher auch daran, dass einige ihrer Artgenossen gerne als Delikatesse auf dem Markt angeboten werden. Weniger eine Delikatesse als eher Hausmannskost waren die Frikadellen mit Nudeln, die mir am Abend serviert wurden.



Wiedersehen im Dschungel

Wie bereits bei meinem ersten Besuch in Bayanga war auch diesmal wieder ein Jagdausflug mit den Pygmäen vorgesehen. Im Dorf Yandoumbe erfolgte zunächst die Auswahl derer, die mit auf die Jagd durften. Da dies für die Dorfbewohner ein attraktives Zubrot versprach, war der Andrang entsprechend hoch. So fuhren wir mit dem vollbeladenen Toyota weit in den Dschungel hinein. Auf dem Weg passierten wir die brandgerodeten Flächen, auf denen die Bevölkerung vorwiegend Maniok anbaut.



Ducker oder ein Stachelschwein zu fangen. Trotz der Misserfolge wurde fröhlich gesungen. Anschließend begannen die Frauen der Gruppe in Windeseile, eine typische BaAka-Hütte zu bauen. Schnell waren die notwendigen Äste und Blätter zusammengetragen, und nur wenige Minuten später krochen zwei der Baumeisterinnen hinein, um verschmitzt aus dem Eingang herauszuschauen. Die restliche Gruppe hatte ebenso schnell auf einigen Ästen handgefertigten Schmuck aus bunten Samen drapiert. So erwarb ich ein Armband und eine Halskette und gab der Gruppe auch noch etwas Trinkgeld.

Zurück im Dorf stellte mir Etiké seine Familie vor. In einfachen Verhältnissen wohnen hier die Mutter, seine Frau mit den Kindern und auch die Familie seiner Schwester zusammen. Man sah der Mutter an, dass sie stolz darauf war, dass ihr Sohn es zu einem Mitarbeiter der Parkverwaltung geschafft hatte.



Noch einmal besuchte ich die Markthalle. Diesmal war das Angebot an Bushmeat auf Duiker beschränkt. Die Affen hatten in den letzten Tagen wohl etwas Glück. Die Dorfjugend war mit Ball- und Brettspielen beschäftigt. „Mensch ärgere dich nicht“ und „Halma“ waren dabei die Favoriten. Während meines weiteren Spaziergangs durch das Dorf traf ich auch die BaAka-Frauen wieder, mit denen wir zuvor im Dschungel auf der Jagd gewesen waren. Gut gelaunt wie immer begrüßten sie mich bereits aus der Entfernung überschwänglich. Obwohl sie wohl schon den hier überall erhältlichen Palmwein genossen hatten, hatten sie das Trinkgeld, das ich ihnen gab, noch nicht angebrochen. Die Chefin der Truppe zeigte mir den Schein und bekräftigte meine im Dschungel geäußerte Bitte, die Francs nicht in Alkohol umzusetzen.





Den Besuch der großen Lichtung Dzanga-Bai, der Heimat der Waldelefanten, hatte ich im Vorfeld so angepasst, dass ich diesmal nicht über Nacht bleiben wollte. Als wir am nächsten Vormittag dort ankamen, waren wieder zahlreiche Elefantenfamilien anwesend. Über den gesamten Tag herrschte ein reges Kommen und Gehen. Um 10 Uhr erschien die deutschstämmige Forscherin Ivonne Kienast, die ich bereits im Januar kennengelernt hatte. Diesmal war sie in Begleitung eines einheimischen Forschers und zwei Praktikantinnen.



Wir kamen schnell ins Gespräch, zumal es für Ivonne eine willkommene Abwechslung war, wieder einmal in ihrer Muttersprache zu kommunizieren.

Ein Thema war die Politik von Donald Trump gegenüber den amerikanischen Universitäten. Auch ein hiesiges Projekt zur Ausbildung lokaler Experten wurde Opfer seiner Kürzungspolitik. Erfreut zeigte sie sich über die Tatsache, dass seit kurzem die ersten vier BaAkas die Universität in Bangui besuchen konnten. Für die beiden Praktikantinnen

und die weiteren sechs soll ebenfalls der Weg zu einem Universitätsabschluss geebnet werden. Während des Praktikums lernen sie viele Dinge, die für uns selbstverständlich sind, aber auch vieles über die Natur in ihrer eigenen Heimat. Nur durch solche Projekte kann das Überleben der Waldelefanten, Gorillas und der anderen Tierarten in Zentralafrika gesichert werden.

Ivonne brillierte wieder mit ihren fundierten Kenntnissen über die einzelnen Tiere und deren Beziehung zueinander. An diesem Tag gab es eine Besonderheit: Gleich drei neugeborene Elefantenbabys erschienen zum ersten Mal auf der Lichtung.



Auf dem Rückweg begaben wir uns zusammen mit dem Forscherteam. Irgendwann war ich das ewige An- und Ausziehen der Schuhe satt. Also beschloss ich, es den Einheimischen gleichzutun, und lief die letzte Strecke barfuß auf dem ausgetretenen Pfad. Das funktionierte erstaunlich gut.





Auf dem Rückweg zur Lodge nahm unser Fahrer wieder einmal die Abkürzung über den Air-Strip. Zu meiner Überraschung überquerte gerade ein mächtiger Elefantenbulle die Landebahn. Ich wollte mir nicht ausmalen, was passieren würde, wenn dies während der Landung oder des Starts passieren würde. Allerdings hatte ich von Ivonne Kienast erfahren, dass Elefantenbullen ziemlich feige sind und sich leicht vertreiben lassen. Bei Begegnungen mit Elefantenmüttern mit Babys hingegen hätte es in den vergangenen Jahren auch schon Todesfälle gegeben.

Der zweite Besuch bei den Gorillas verlief deutlich planmäßiger. Das Wetter passte, und die Spurenleser wussten bereits ziemlich genau, wo sich die Gorillafamilie aufhielt. So fuhren wir mit den Trackern, die wir im Camp trafen, ein ganzes Stück zurück auf der Urwaldpiste. Wieder ging es zu Fuß quer durch den dichten Bewuchs. Die Macheten waren im Dauereinsatz. Zudem machten die Tracker Klicklaute, die den Gorillas bekannt waren, um unsere Anwesenheit zu signalisieren.

Es war unglaublich schwierig, die Tiere im schattigen Unterholz zu entdecken, und noch um einiges schwieriger, sie vernünftig zu fotografieren. Die Spurenleser hatten meinen Wunsch verstanden, nicht nur den Silberrücken zu suchen und zu folgen. So waren es heute vorwiegend Weibchen mit ihrem Nachwuchs, denen wir näherkommen konnten.

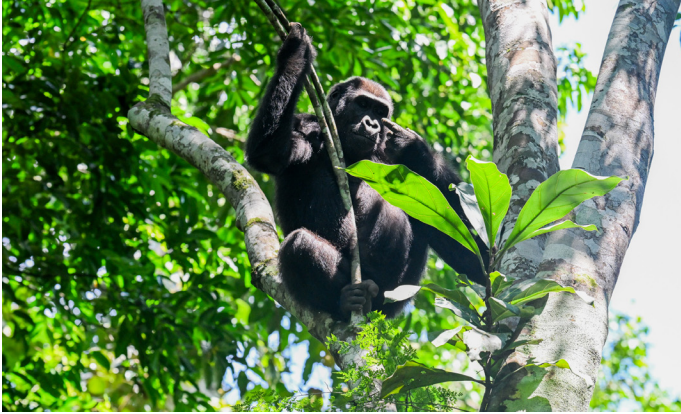
In diesem Spannungsfeld aus fehlendem Licht im Dickicht und grellem Gegenlicht der Äquatorsonne musste ich es bewerkstelligen, die agilen Tiere abzulichten. Wenn sie in Windeseile aufsprangen, um an einem der Urwaldriesen emporzuklettern, war ihre Geschwindigkeit das eine Problem, die gleißenden Sonnenstrahlen, die um die tief-schwarzen Gorillas eine Aura bildeten, das andere. Besonders süß war eines der Affenbabys, das einige Meter von mir entfernt im Dickicht spielte. Aber auch hier hieß es,

den notwendigen Abstand zu bewahren, denn auch Gorillamütter sind ziemliche Kraftpakete.

Nach der vereinbarten Stunde hieß es Abschied nehmen, und wir gingen direkt zurück zur Lodge. Die gewonnene Zeit nutzten wir für eine Kanutour auf dem Dzanga-Fluss. Leider war von den sonst dort anzutreffenden Eisvögeln diesmal nichts zu sehen.

Inzwischen hatte sich Steve Abraham, der mich bei der Einreise und dem Weiterflug am Internationalen Flughafen von Bangui so hilfreich unterstützt hatte, per WhatsApp bei mir gemeldet. Er schlug mir in einer Nachricht vor, am kommenden Tag, also direkt nach dem Flug von Bayanga nach Bangui, eine Fahrt zu den bekannten Boali-Wasserfällen zu unternehmen. Es folgten intensive Preisverhandlungen, an deren Ende wir uns einigten. So freute ich mich schon auf einen ungeplanten zusätzlichen Höhepunkt der Reise.

Jacob, von dem ich inzwischen annahm, dass er Autist ist, reiste nach dem Frühstück per Boot nach Libongo ab. Auch für mich war es nun an der Zeit, auszuchecken. An der Rezeption bezahlte ich meine Colas und kaufte mir noch ein schickes Hemd. Lambert kam hinzu und teilte mir mit, dass der Abflug um vier Stunden verschoben worden war. Etwas verärgert über diese Information, die wohl schon seit den frühen Morgenstunden bekannt war, klärte ich, dass ich zumindest noch ein Mittagessen serviert bekommen würde. Da Jacob die Lodge bereits verlassen hatte, war außer mir niemand mehr zum Bewirten da. Ich verabschiedete mich nun auch von meinen beiden Begleitern, die mir in den vergangenen Tagen immer zur Seite gestanden hatten. Bei der Übergabe des verdienten Trinkgelds fügte ich hinzu, dass sie es bitte für die Ausbildung ihrer Kinder einsetzen sollten. Besonders bei Elité hoffte ich, dass er damit auch seine Tochter unterstützen würde.





Abschied von Dzanga-Sangha

Durch die Verschiebung des Fluges war der Abstecher zu den Wasserfällen natürlich hinauf. Dies teilte ich Steve Abraham dann auch umgehend mit. Er meinte zwar, es sei auch noch am späten Nachmittag möglich, die Wasserfälle zu erreichen – schließlich sei es eine sehr gute Straße –, aber das erschien mir völlig unrealistisch. Ein Blick auf die Landkarte unter Berücksichtigung des hiesigen Sonnenuntergangs um ziemlich genau 18:30 Uhr machte mir ebenfalls klar, dass wir die Wasserfälle keinesfalls im Tageslicht erreichen würden.

Ich erklärte jedoch, dass ich am kommenden Vormittag vor dem Abflug nach Addis Abeba gerne eine Sightseeing-Tour durch Bangui machen möchte. Diese Mitteilung verbesserte die Laune von Steve Abraham sichtlich. Zumal der von ihm ausgerufene Preis natürlich weit von der Realität entfernt war und wir uns trotzdem auf einen Betrag einigten, mit dem beide Seiten leben konnten.



Die Wartezeit bis zum Abflug verkürzte ich mit dem Besuch einer der protestantischen Kirchen. Schließlich war Sonntag, und es fand ein Gottesdienst mit zwei Chören statt. Es ist eine besondere Stimmung, die von einem solchen afrikanischen Gottesdienst ausgeht. Die Rhythmen der Liedbeiträge sprangen augenblicklich auf die Gottesdienstbesucher über. Da die Predigt in der Landessprache Sango gehalten wurde, war sie für mich überhaupt nicht verständlich. Nach einiger Zeit verließ ich das Gotteshaus.



An der Rezeption der Lodge wartete ich auf den Abholdienst. Ein Mitarbeiter bot mir an, mich mit seinem Moped zur WWF-Station zu bringen. Da Lambert am Vortag auch davon gesprochen hatte, dass ich gegebenenfalls mit dem Zweirad zum Flughafen gebracht werden würde, nahm ich das Angebot an. Schnell – für mich vielleicht etwas zu schnell – hatten wir die Basis der Wildhüter erreicht. Dort warteten bereits mehrere Fluggäste auf den Weitertransport zum Flieger, der uns heute in die Hauptstadt bringen sollte. Nun forderte der Mopedfahrer einen unverschämten hohen Preis für die kurze Fahrt zwischen Lodge und WWF-Station. Natürlich lehnte ich eine Zahlung, insbesondere in der geforderten Höhe, ab.



Einer der Ranger bat mich, mit ihm in sein Büro zu kommen. Dort wäre es kühler und ich könnte sein WLAN benutzen. So machten wir es dann auch. Während er Büroarbeit erledigte, surfte ich ein wenig im Internet und schaute nach meinen Flügen zurück nach Deutschland. Nach gut einer halben Stunde ging es zurück zu den anderen Wartenden. In der immer weiter steigenden Mittagshitze hieß es nun: Weiter warten. Eigentlich wusste niemand so genau, wann es endlich losgehen würde, und alle waren sichtlich genervt. Endlich wurden alle Gepäckstücke – also Koffer, Kisten und Kartons – mit einer ungeeichten Personenwaage gewogen und auf die Ladefläche eines Pick-ups geladen. Anschließend ging es zum Flugfeld. Dort hatten sich bereits zahlreiche Personen eingefunden, die auf Ankommende warteten oder sich einfach nur dort aufhielten. Lambert erschien auch. Er hatte mich in der Lodge vermisst. Ich erklärte ihm, wie der Transfer stattgefunden hatte, was ihm offensichtlich nicht behagte und wohl ein Personalgespräch zur Folge haben würde.



Als der Motor der Cessna zu hören war, fuhr einer der Anwesenden mit seinem Moped die Piste ab, um dort spielende Kinder zu verscheuchen. Zum Glück war kein Elefant weit und breit zu sehen, dachte ich mir.

Jetzt erfuhr ich, dass der Flieger, mit dem der Manager der zweiten hier bestehenden Lodge auf dem Weg von Europa nach Bangui war, deutliche Verspätung hatte. Daher konnte unser Buschpilot erst verspätet in Bangui abheben. Dem Manager wollte man einen mehrtägigen Aufenthalt in der Hauptstadt ersparen – schließlich wird Bayanga nur fünf bis sechs Mal im Monat angefliegen. Diese Informationen erhielt ich von dem Frachtmanager, einem Kolumbianer mit deutschen Wurzeln, der sich hier in Bayanga um die gesamte Versorgung der Region mit eingeflogenen Waren kümmerte. So auch um die Lieferung meiner Cola Zero.

Wie bereits auf dem Hinflug durfte ich wieder auf dem Sitz des Co-Piloten Platz nehmen. Nach dem erfolgreichen Start hatte ich noch einen letzten Blick auf die Doli-Lodge, den Ort Bayanga, das Flugfeld und tatsächlich auch auf die Dzanga-Bai. Mit etwas Mühe konnte ich sogar einige Elefanten erblicken.

Der Rückflug verlief überwiegend ohne Turbulenzen, und wir landeten um 16:30 Uhr auf dem internationalen Flughafen M'Poko in Bangui. Die Räume im Flughafengebäude wurden von Blauhelm-Soldaten dominiert. Aus den verschiedensten Ländern waren wohl kurz zuvor neue Truppen eingetroffen, während andere auf ihren Heimflug warteten. Entsprechend groß war das Stimmengewirr. So muss es sich wohl beim Bau des Turms zu Babel zugezogen haben, dachte ich mir. Die Herkunft der Soldaten verriet ihre Abzeichen auf den Uniformen, soweit sie mir bekannt waren. Europäer aus Spanien und den Niederlanden, Tunesier, Ruander, Nigerianer und einige mehr tummelten sich in der Abflughalle.

Bangui, Hauptstadt eines zerrütteten Landes

Wie vereinbart wurde ich von Steve Abraham abgeholt. Er hatte bereits ein Taxi organisiert, das mich in das Hotel Ledger bringen sollte. Dieses Fahrzeug war allerdings selbst für afrikanische Verhältnisse in einem erbärmlichen Zustand. Die Abgase schwängerten die Luft im Innenraum, und das Motorgeräusch war kaum zu ertragen. Bereits auf der Fahrt zum Hotel erhielt ich erste Eindrücke von der Stadt. Auffällig war die breite, gut ausgebaute Avenue, die ins Zentrum führte. Sie erinnerte unwillkürlich an die Paraded Straßen in den Hauptstädten autokratisch geführter Länder. Das Hotel stach aus dem vom roten Staub geprägten Stadtbild hervor. Auf dem Parkplatz wurde gerade die Asphaltdecke erneuert und die Grünanlage wurde offensichtlich täglich bewässert. Im Gebäude entsprach alles dem westlichen Standard. Es gab Klimaanlage in jedem Raum, durchweg moderne Beleuchtung und auf den Zimmern Bäder, wie ich sie in dieser Region bisher noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Im gesamten Gebäudekomplex gab es außerdem ein freies WLAN. Alles war also durchweg nobel.

Nachdem ich die Formalitäten erledigt hatte, was einige Zeit in Anspruch nahm, bezog ich mein Zimmer. Auf dem Weg dorthin hatte ich auch den Außenpool entdeckt und beschlossen, ein erfrischendes Bad zu nehmen. Als ich dort ankam, musste ich jedoch feststellen, dass sich dort einige reiche Afrikaner und ziemlich viele kräftige Russen mit noch kräftigeren Frauen aufhielten. Im Pool tobten nur einige Kinder, sodass meine Lust, schwimmen zu gehen, schwand.

Das Abendessen wurde im Hotelrestaurant angeboten. Als erster Gast traf ich um 18:30 Uhr dort ein und war etwas unsicher, ob ich richtig war. Nach und nach füllte sich der Raum jedoch. Dort gab es am nächsten Morgen ein großes, umfangreiches Frühstücksbuffet. Ich suchte mir einen Platz draußen mit Blick auf den Pool. Alternativ konnte ich den Handwerkern zuschauen, die auf langen, zusammengebastelten Holzleitern dabei waren, die Fassade zu streichen. Das sah an der Wand ganz gut aus, aber drumherum gab es Farbleckse und Spritzer überall, und die edlen Marmorfliesen waren völlig eingesaut.





Steve erschien pünktlich zum vereinbarten Zeitpunkt um halb neun an der Rezeption, sein Taxifahrer ließ jedoch 20 Minuten auf sich warten. Das Fahrzeug von heute war um Klassen besser als das von gestern, aber immer noch weit von verkehrssicher entfernt. Aber diesmal gab es sogar Gurte.

Im Vergleich zum Vortag, als es Sonntag war, gab es deutlich mehr Verkehr auf den breit angelegten Hauptstraßen. Unser erster Halt war das Parlament der Zentralafrikanischen Republik. Zu meiner Überraschung konnten wir ohne größere Kontrollen eintreten und den Plenarsaal in Augenschein nehmen. Sogar bis zum Platz des Präsidenten durfte ich mich begeben. Für die gewählten oder womöglich auch nicht ganz so demokratisch ernannten Volksvertreter gab es Polstersessel, für die Hinterbänkler hingegen nur Plastikstühle.



Ich ließ mir von Steve die Farben der Landesflagge erläutern. Blau steht für den Himmel, Weiß für die Baumwolle, Gelb für das Gold und Grün für die Wälder. All das wird durch das rote Blut der Zentralafrikaner zusammengehalten. In den offiziellen Erläuterungen werden die Farben jedoch wesentlich ethischer erklärt. Für die Bürger sind es jedoch die wirtschaftlichen Stärken ihres Landes – Baumwolle, Holz und Gold –, die mit ihrem Blut erkämpft wurden.

Der bereits erwähnte Prachtboulevard trug früher den Namen des selbsternannten Kaisers Bokassa, wurde jedoch zwischenzeitlich in „Straße der Märtyrer“ umbenannt. Er ist ideal ausgelegt, um Paraden wie zur Krönung des damaligen Herrschers abzuhalten. Es gab sogar eine Tribüne für VIPs und gegenüber einen aus unserer Sicht eher kitschigen Park mit weiß gekalktem Schotter und verschiedenen Tierfiguren in handwerklich schlechter und unkünstlerischer Ausführung. In direkter Nähe dazu lag das Denkmal zur 50-jährigen Unabhängigkeit. Den nächsten Kreisverkehr krönte eine Friedenstaube, die aufgrund ihrer Form eher an eine Gans erinnerte. Das Sportstadion mit einer separaten Arena für Basketball ließ die Augen meines Begleiters leuchten. Ich sah ihm an, dass diese Bauten eine größere Ausstrahlung besaßen als die Prachtbauten der herrschenden Klasse.



Im Vorfeld hatte ich viel über den Einsatz der Wagner-Söldner in diesem mineralienreichen Land gelesen. Wie hoch die Verehrung dieser Mördertruppe hier war, wurde mir erst bewusst, als wir zu einem Bronzedenkmal zur

Ehrung der Söldner kamen. Abgebildet war eine Mutter mit Kind, die von schwer bewaffneten Soldaten geschützt wurde. Die gestählten Gesichtszüge zeigten deutlich, dass es sich nicht um Afrikaner handelte. Auch im Gespräch mit Steve wurde mir klar, dass die Menschen in der Hauptstadt gute Gründe für ihre Haltung hatten. In der Vergangenheit hatten weder die UN-Truppen noch die Franzosen etwas gegen die Rebellen unternommen, die das Land terrorisierten. Nach dem robusten Einsatz der Wagner-Söldner, also der uneingeschränkten Waffengewalt, war hier in Bangui Ruhe eingetreten. Die Gräueltaten der Truppe, ihre Verstrickung in die durch und durch korrupte Oberschicht und die Ausbeutung der Bodenschätze, die das Ausbluten des Landes bedeuten, spielten im Alltag der Menschen hier keine Rolle.



Gerne hätte Steve noch ein kleines Nebengeschäft getätigt, weshalb er mich in einen Souvenirshop schleifte. Mein Interesse an allerlei Mitbringseln war jedoch gegen Null. Interessant war hier hingegen mein erstes Zusammentreffen mit bewaffneten Wagner-Söldnern. In Kampfmontur und ohne Rangabzeichen waren es offensichtlich weder UN-Soldaten noch offizielle Sicherheitskräfte. Mit Sturmhauben über dem Kopf waren nur kleine Sehslitze zu sehen. Eine Identifizierung war somit in jedem Fall aus-

geschlossen. Ihr Fahrzeug war ein Toyota Land Cruiser mit rundum dunkel getönten Scheiben. Wir störten nicht weiter bei deren Einkaufsbummel und verschwanden zügig.

Die nächste Sehenswürdigkeit war der Fluss Ubangi. Vom Parkplatz eines Hotels aus hatten wir eine gute Aussicht auf diesen Grenzfluss und das kongolesische Ufer. Auf Pirogen, also Einbäumen, wurde Sand herbeigeschafft und auf Lastwagen umgeladen, während Fischer mit traditionellen Techniken und Netzen versuchten, einen lohnenden Fang zu machen.

In der Nähe des Flusses liegt das Russische Kulturzentrum, welches von Dimitri Sytyi geleitet wird. Er ist ein Geheimdienstoffizier und ehemaliger Vertrauter von Prigoschin. Von hier aus wird die Charmeoffensive der Russen in Afrika geleitet. Mit Sprachkursen und russischer Folklore wird das eigentliche Ziel die politische und wirtschaftliche Einflussnahme geschickt getarnt. Davon ist zumindest auszugehen.

Vor dem Russischen Haus steht eine Bronzestatue, die Prigoschin und Utkin in Lebensgröße darstellt. Die beiden Anführer waren bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz in Russland ums Leben gekommen.





Auf unserem weiteren Weg durch die Stadt gerieten wir in eine Polizeikontrolle. Als ich den Kontrollposten sah, hatte ich mich schnell angeschnallt. Diesbezüglich hatte ich bereits in Afrika schlechte Erfahrungen sammeln können. Während eine Polizistin mit der durchgeladenen Kalaschnikow die Lage absicherte, ließ sich der Polizist alle erdenklichen Unterlagen zeigen. Mit meinem Reisepass hatte er so seine Probleme. Minutenlang betrachtete er eine Seite, die mit dieser Reise nichts zu tun hatte. Ebenso beäugte er das Einladungsschreiben der Doli-Lodge über eine unbeschreiblich lange Zeit. Dass der im Einreisestempel angegebene Ausreisetag bereits verstrichen war, bemerkte er jedoch nicht. Im Nachhinein gehe ich davon aus, dass der Offizielle gar nicht lesen konnte.

In Bangui ist der weitaus größte Teil der Bevölkerung katholisch. Dementsprechend gibt es hier auch eine große katholische Kirche, die Cathédrale Notre-Dame-de-l'Immaculée-Conception. In dieser fand im Jahr 1977 die Krönungsmesse von Jean-Bédel Bokassa I. statt. Bemerkenswert ist auch, dass Papst Franziskus im Rahmen des Außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit am 29. November 2015 hier in Bangui die weltweit erste Heilige Tür öffnete. An das Gotteshaus sind eine Schule und ein Internat angegliedert.



Daneben gibt es jedoch auch eine Zentralmoschee für die muslimische Minderheit. Wie so oft waren auch religiöse Auseinandersetzungen Teil des langanhaltenden Bürgerkriegs. Als wir die Moschee erreichten, fielen mir als Erstes zwei Geländewagen mit aufmontierten schweren Maschinengewehren ins Auge. UN-Soldaten aus Bangladesch waren hier zum Schutz der muslimischen Gemeinde und ihres Gotteshauses im Einsatz.



Im Rahmen einer speziell für mich eingeplanten Tour besuchten wir das Büro der Deutschen Botschaft, deren Sitz sich in Yaoundé, Kamerun, befindet. Das Gebäude liegt am Rande der Stadt, am Ende einer Sackgasse. Die Lage ist jedoch gut gewählt und bietet, schön am Berg gelegen, einen Blick über Bangui.

Zwischen dem Zentrum und dem Flughafen beherrschen Marktstände das Stadtleben. Auf beiden Seiten der Hauptstraße und weit hinein in die Nebenstraßen drängten sich die Menschen. Größere Geschäfte wechselten sich mit Handwerksbetrieben ab, dazwischen waren fliegende Händler mit ihren Waren unterwegs. Haushoch türmten sich Matratzen, und nicht weit davon entfernt sprühten die Funken eines Schweißers durch die Menschenmenge. Gerne hätte ich hier das Taxi verlassen und mich mit den Menschenmengen durch den Stadtteil treiben lassen. Doch Steve machte mir mit einer klaren Ansage einen

Strich durch die Rechnung. Aussteigen war hier absolut nicht möglich. Die Sicherheitslage würde es definitiv nicht zulassen, schon gar nicht mit einer Kamera. So blieben mir nur Bilder durch das Taxifenster.



Als wir am Flughafen ankamen, war es noch recht früh. Die Abwicklung der Formalitäten erfolgte überraschend schnell. Damit hatte selbst Steve Abraham nicht gerechnet; er verlor mich aus den Augen. Erst viel später tauchte er am „Gate“ auf und entschuldigte sich für seinen Faux-pas. Für seine ausgesprochen gute Stadtführung erhielt er dann meine letzten XAF. Pünktlich wie bei der Anreise startete der Flug nach Addis-Abeba. Im Flieger hatte ich weniger Glück als in der Doli-Lodge: Als ich mit meinem Getränkewunsch an der Reihe war, war Cola Zero bereits ausverkauft. Auch im gesamten riesigen Flughafen von Addis Abeba war außer Wasser kein Diätgetränk erhältlich. Selbst die Niederlassungen der großen amerikanischen Fast-Food-Ketten konnten mir nicht weiterhelfen. So genoss ich, entgegen der Empfehlung meines Diabetologen, eine leckere Zimtschnecke und einen Milchkaffee. Süßstoff hatte ich noch in der Hemdtasche.



Zweimal Zentralafrika, zweimal Abenteuer pur. Im Nachhinein habe ich keine Minute der Anstrengung, keinen Augenblick ohne fließendes Wasser und keine kritische Situation bereut. Es waren Grenzerfahrungen in jeder Hinsicht.









ZU ZWEIT DURCH DIE WELT

Urlaubsabenteuer von Heike & Dirk Haas

[Home](#)

[Namibia](#)

[Borneo](#)

[Nepal](#)

[Indien](#)

[Ecuador](#)

[Südafrika – Namibia – Botswana](#)

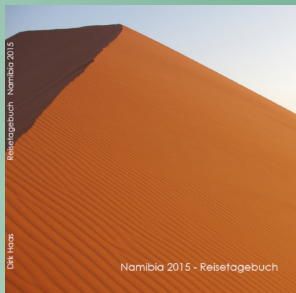
[Ostafrika](#)

Brasilien 2024

CLaSH - Namibia, ein Projekt das wir unterstützen

Immer aktuell im Internet, Bilder und Stories: www.haasennetz.de

In der Serie der Reisetagebücher sind bisher erschienen und bei uns erhältlich:





Dieses Buch ist nicht verkäuflich.
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt
sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu
erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:

Text, Layout: Dirk Haas
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck